RHEINISCHE LIEDER UND SAGEN

Adelheid von Stolterfoth






Rheinische Lieder u. Sagen
v. Adelheid von Stolterfoth.


Lieder u. Sagen
von Stolterfoth.



Rheinische
Lieder und Sagen

von

Adelheid von Stolterfoth.
(Baronin von Zwierlein.)

Dritte durchgesehene und vermehrte Auflage.

Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1851.

Inhalt.

Der Rhein.

Vermischte Dichtungen.

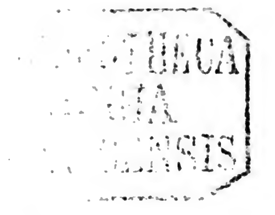
Seite

Sagen, Romanzen und Balladen.

*

Burg Stolzenfels.

Der Rhein.



Zieht hin!

1838.

Zieht hin! ihr Lieder warm und sonnig,
Wie Mailuft, wann die Blüthe springt,
Wie Lerchensang, der frühlingswonnig
Des Morgenhimmels Blau durchdringt.

Zieht hin! wohl ruhen ernste Schatten
Mir schon auf Stirn und Angesicht,
Doch fühlt die Seele kein Ermatten,
Strebt sie melodisch auf nach Licht.

Zieht hin! ihr habt ja Geisterflügel
Und sucht euch Herzen, still durchglüht,
Vielleicht, daß einst um meinen Hügel
Von euch ein sanfter Nachhall zieht!

Der Rhein.

1842.

„Der Rhein, und immer wieder
In Bild und Sang der Rhein;
Weißt du nicht and're Lieder,
Als nur von ihm allein?"

Ich weiß nicht vieles And're,
'S ist so mein wilder Schlag;
Ich sing' ihn, wenn ich wand're,
Und wand're Tag für Tag!

Ruh' ich auf Bergesspitzen
Und schau' hinab in's Thal,
Seh' ich die Wogen blitzen
Im warmen Sonnenstrahl.

Blick' ich aus Ritterhallen
Hinab in's Abendglüh'n,
Zu meinen Füßen wallen
Und rauschen sie dahin.

Sie rauschen von den Tagen
Der längst vergang'nen Zeit,
Von Liebe, Lust und Klagen,
Von deutscher Herrlichkeit!

Da treibt es mich hernieder
Vom luft'gen Bergesrand —
Ich singe die alten Lieder,
Ich beuge mein Knie am Strand.

Ich hab' von der Stirn gezogen
Den dunklen Epheukranz,
Und küss' ihn und werf' ihn den Wogen
Hinunter im Mondenglanz!

Gepriesen sei der Rhein.

1836.

Kommt alle her, ihr fernen Pilgerschaaren,
Die niemals noch den stolzen Rhein befahren,
Senkt euren Blick in seine grüne Flut,
Wenn sie bestrahlt die goldne Abendglut.

Ruht aus in halbversunknen Ritterhallen,
Und lauscht dem süßen Lied der Nachtigallen:
Da träumt sich's gut von längstvergangner Zeit
Und was das Herz begeistert und erfreut.

Doch wenn der Mond ringsum in stillen Thalen
Und auf den Wogen glänzt mit heil'gen Strahlen,
Wenn leiser sich die Flut am Ufer bricht,
Und drüber zittert sein gebroch'nes Licht.

Dann steigt zu Berge, singet eure Lieder
Aus voller Brust vom Felsenthron hernieder,
Und wessen Stirn der Lorbeer auch umlaubt,
Der kränze doch mit Reben sich das Haupt.

Wer auch am Göttertisch ein edler Zecher,
Der fülle doch mit rhein'schem Gold den Becher,
Er heb' ihn hoch, er schlürf' ihn fröhlich ein
Und rufe laut: Gepriesen sei der Rhein!

St. Johannisberg.

1833.

Endlich wieder nach so vielen Tagen
Grüß' ich o Johannisberg dein Haupt.
Stolzes Schloß wie fröhlich seh' ich ragen
Dein Portal von Rebengrün umlaubt!
Ja! des liederreichsten Stromes Wogen,
Überstrahlt von ew'ger Schönheit Pracht,
Haben magisch mich herbeigezogen
Durch der Fernen blaue Dämmernacht.

Hab' ich doch die Alpen überstiegen,
Und ich sehnte mich nach dir zurück —
Trank Italiens Luft in reinen Zügen,
Taucht' in's Meer von Genua meinen Blick,

Und die Nordsee trug auf Wellenhügeln
Mich im Sturm an's brittische Gestad;
Aber ewig mit der Sehnsucht Flügeln,
Süße Heimat, war ich dir genaht.

Und so grüß' ich wieder euch ihr Matten,
Dunkler Taunus dich von Wald bekränzt!
Dich, o Rhein, mit flieh'nden Wolkenschatten,
Euch ihr Au'n, von seiner Flut umglänzt.
Grüße wieder sonnige Gelände,
Dorf an Dorf in heit'rer Form gereiht,
Und um reichbehang'ne Rebenwände
Dort den Pfad zur Thaleseinsamkeit.

Aber zieh'n mich an die stillen Haine,
Wo die Nachtigall in Rosen wohnt,
Möcht' ich auch beim letzten Abendscheine
Zu der Burg, die fern am Berge thront.
Wie ein rührendes Geheimniß locken
Jene Nebelweiten Geist und Herz,
Schau ich hin bei'm Klang der Abendglocken,
Ist mir's fast als fühlt' ich leisen Schmerz.

Doch am liebsten zu den Felsenriffen
Wo des Hatto Thurm so traurig steht,
Möcht' ich auf der kleinen Barke schiffen,
Die da drunten schnell vorüber geht.
Aber weiter, immer weiter tragen
Sollten mich die grünen Wogen dann,
Doch dem Schiffer wüßt' ich nicht zu sagen,
Wo er endlich mit mir landen kann.

Rüdesheim.

1831.

Vorbei, vorbei an Berg und Thal
Mein kleines Schiff im Abendstrahl — —
O Rüdesheim, wie schön und mild
Strahlt aus der Flut zurück dein Bild!
Manch halbverklung'ne Sage hallt
Um deine Burgen, grau und alt,
Von ihren Thürmen weht der Flieder,
Die Birke jetzt als Banner nieder;
Doch hört der Schiffer oft bei Nacht,
Auf später Fahrt, eh' Sturm erwacht,
Ein leises Klagelied verhallen,
Und sieht bei'm matten Sternenlicht
Ein Frauenbild vorüber wallen;
Gisela war's, er zweifelt nicht!
Doch Brömser's herrliches Geschlecht,
Einst kühn und tapfer im Gefecht,
Fromm und gerecht und mild im Haus,
Ruht längst in Grabeshallen aus.
Nicht mehr wie sonst, zieht hoch zu Roß
Der Erzbischof von Mainz herab,
Auf jener Insel — Ludwig's Grab *)

---

*) K. Ludwig des Frommen † 840.

Des Gaues Huld'gung zu empfahen;
Nicht mehr ertönt, wenn Feinde nahen,
Von Ort zu Ort der Glocken Klang
Und Feldgeschrei und Schlachtgesang;
Nicht sind von Bürgern mehr geschirmt
Des Landes Burgen hochgethürmt,
Nicht beten Mönch und Nonne mehr
Für ihrer Waffen Ruhm und Ehr'.
Nur selten wallet gramerfüllt
Ein Pilger noch zum Gnadenbild,
Das einst auf waldumgrünter Haide
Ein Stier gewühlt aus feuchtem Grund.
Vorüber Alles — Alles fort,
Zerstäubt, vergessen und vergangen!
Nur noch die Rebenberge dort
Mit Kränzen reich wie sonst behangen,
Und drüberhingebreitet blau
Der Frühlingshimmel mild und lau,
Und noch wie sonst der alte Rhein
Umglüht vom Abendpurpurschein.
Vorbei, vorbei an Berg und Thal
Mein kleines Schiff im letzten Strahl. — —

Auf dem Rhein.

(Bingerloch.)

Vorbei am Felsenriff
Fahr' glücklich du mein Schiff!
Viel sind hinabgezogen
O Rhein, auf deinen Wogen,
Doch Keiner liebte dich
Wie ich!

Die Wasser brausen wild
Um's dunkle Felsenschild,
Das Rhenus tief vom Grunde
Mit zornberedtem Munde
Streckt aus krystall'nem Thor
Empor.

Sei ruhig alter Held
In deiner stillen Welt,
Wir sind nicht hergeschwommen
Zu dir hinabzukommen —:
Wir schiffen froh und frei
Vorbei!

Die St. Rochuskirche.

(Bei Bingen.)

Wand'rer, der so rasch vorüber
An des Rheines Ufern geht,
Lockt dich's nicht hinaufzusteigen
Wo das weiße Kirchlein steht?
Schau, o schau wie hell und heiter
Es in's Thal herniederblickt,
Und sein Bild im Strome spiegelt,
Der die Seele dir entzückt!

Als die Pest mit wildem Grimme
Einst gehaust im weiten Gau,
Weihte man dem heil'gen Rochus
Fromm und gläubig jenen Bau.
Und, o Wunder! seine Flügel
Schwang der Todesengel fort;
Aber noch in frommer Andacht
Preiset man den Heil'gen dort.

Hörst du Lied um Lied erschallen
Über Berg und Thäler hin?
Siehst du, wie die Fahnen wallen
Durch der Bäume lichtes Grün?
Acht der schönsten Mädchen tragen
Dort des heil'gen Jünglings Bild,
Der dem Himmel treu zu dienen
Jeder Hoheit sich enthüllt.

Einst als frommer Gottespilger
Zog er durch die weite Welt,
Gab den Kranken seinen Mantel
Und den Armen all sein Geld.
Nun bekränzt an seinem Bilde
Ruht sein hoher Wanderstab,
Und die ersten Purpurtrauben
Hängen aus dem Laub herab.

Sieh' — ein Zug von holden Knaben
Folgt dem Bild mit frohem Muth,
Jeder trägt den Pilgerkragen
Und den runden Muschelhut.
Und die Pilger gehn vorüber
Groß und klein am Bergeshag —
Ach! wie viele ziehen weiter
Vor dem nächsten Rochustag!

Herbstlieder.

1834.

1. Geisenheim.

Das Glöcklein ruft, — hinaus geschwind,
Daß wir im Feld die Ersten sind,
Wie lacht der Himmel rein und blau,
Wie weht die Morgenluft so lau!

O Rothenberg im Rebenkranz,
Dein Kreuz umstrahlt der Sonne Glanz:
Sei hochgegrüßt auch dieses Jahr
Von deiner treuen Winzerschaar.

Wir singen dir ein fröhlich Lied,
Obgleich so Mancher von uns schied,
Der ruhet nun da drüben aus
In seinem kleinen Rasenhaus.

Auch mancher alte liebe Sang,
Der sonst von deinen Mauern klang,
Er töne hell und schalle weit,
Als gutes Zeichen froher Zeit!

Du aber Berg, so schön und hold,
Gibst uns für Alles rechten Sold,
Gibst uns von deiner besten Kost
Und wieder einmal süßen Most.

Einst perlt er klar als edler Wein,
Kaum bessern gibt's am weiten Rhein,
Wer dann ihn trinket mit Verstand,
Der rufe: „Hoch dem Vaterland!"

2. Rüdesheimer Berg.

Einst bin ich kühn hinabgefahren
In eines Bergwerks tiefen Schacht,
Wie bebt' ich heimlich vor Gefahren
Und schaute zagend in die Nacht!

Die silberreichen Felsenquadern
Erglänzten matt vom Lampenlicht,
Dumpf rauscht' es durch der Erde Adern
Doch sah mein Blick die Wogen nicht.

Hier oben ist's ein and'res Schürfen
Auf reines Gold, ein lust'ger Bau,
Wo wir die Sonne schauen dürfen,
Der Erde Grün, des Himmels Blau.

Da tönen doch die frischen Lieder
Zur reinen Morgenluft empor,
Von allen Höhen hallt es wieder,
Die Knappen sind ein Winzerchor.

Sie steigen durch die Rebengänge
Und sammeln gold'ne Trauben ein,
Und ihre fröhlichen Gesänge
Bedeuten einen guten Wein.

Und Alle, die vorübergehen
In schnellen Schiffen an dem Strand,
Sie lassen weiße Tücher wehen,
Sie grüßen uns und unser Land.

3. Aßmannshausen.

Endlich ruh' ich, wie vor Jahren,
Wieder hier auf dem Gestein,
Um mich her sind Winzerschaaren,
Und da drunten braus't der Rhein.

Übervoll, mit lautem Tosen,
Keucht stromauf das Feuerschiff,
Doch es schauen die Matrosen
Ruhig über's Felsenriff.

Lehnen müßig an dem Maste
Wo die Adlerflagge wallt,
Redend zu dem britt'schen Gaste
Mit dem Antlitz bleich und kalt.

Und es deuten hundert Hände
Zu der Rebenfestung auf,
Wo die schmalen Mauerwände
Wir erstürmt im raschen Lauf.

Wo der Saft von Purpurtrauben
Reichlich quillt im lust'gen Krieg.
Und wir singend Kränze rauben
Uns zu schmücken für den Sieg.

Kommt der Sammler schon gegangen
Mit dem Legel, *) mit dem Stab,
Küßt sein Mädchen auf die Wangen,
Das die ersten Trauben gab.

Drunten aus der Fremden Mitte
Schwingt ein Jüngling hoch den Hut: —
Warum starrt der bleiche Britte
Wohl so traurig in die Flut?

Denkt sein Herz mit stillem Sehnen
An verlor'nes Liebesglück?
Oder — Erin's Sohn, mit Thränen
An des Heimatlands Geschick?

---

*) Butte zum Einsammeln der Trauben.

Der erste Wintertag.

1835.

Nichts ist die Welt mir! Glück und Lust
Gibt die Natur der Dichterbrust,
Wald, Berge, Thaleseinsamkeit,
Das ist's, was ewig uns erfreut!

Nun aber flockt der erste Schnee,
Und Nebel ruhn, wohin ich seh' —
O könnt' ich ziehen weit, ach weit,
Bis zu des Südens Herrlichkeit!

O könnt' ich fliehen, fort und fort
Bis an des Mittelmeeres Port —
Wo blau der Himmel um mich her,
Da wär' zu leben ja nicht schwer!

Hier! — o der dumpfe düst're Traum —
Auf einem engbegränzten Raum,
O diese Sehnsucht mondenlang
Nach Sonnenglut und Lerchensang!

Ein Kranichzug nach Mittag fleucht,
Mein Herz ist schwer, mein Aug' ist feucht,
Ach! unter diesem Schnee und Eis
Blüht lang kein hoffnungsgrünes Reis!

Schon birgt der Taunus stumm, entlaubt
In Wolken sein bereiftes Haupt —
Die Welle bricht sich wild am Strand,
Aufwühlend gelben Ufersand.

Sturmvögel flattern längs dem Rhein
Und tauchen ihre Flügel ein,
Entmastet an der Kette liegt
Mein kleines Schifflein rauh gewiegt.

Kein Freudenruf, kein Winzersang
Durchzieht das Land mit frohem Klang,
Und von den Bergen bis zum Thal
Ragt dürr und traurig Pfahl um Pfahl.

Nun spinnt die arme Winzerin
Vom Abend oft zum Morgen hin,
Doch wo am Haus ein Tannenbaum
Da füllt mit Winzern sich der Raum.

O spinnt nur, ihr im dürft'gen Kleid,
Spinnt und vergeßt der Armuth Leid,
Hofft auf des Frühlings warmes Licht
Und neidet eure Todten nicht!

Singt Weiber, singt von Wolf und Schaf
Wiegt eure Kinder in den Schlaf,
O nur ein Lied! Der Schmerz wird mild
Wenn erst ein Lied der Brust entquillt!

Abend am Rhein.

(Geisenheim. 1826.)

Die Sonne sinkt und schwindet und verglüht,
Die letzte leichte Rosenwolke flieht
Auf Windesflügeln
Nach entfernten Hügeln.

Die Linde rauscht — es zittert Glockenklang
Herüber durch die Fernen wie Gesang,
Und diese Lüfte
Bringen Rebendüfte.

Und diese Lüfte streifen zu der Flut,
Die schon im Schatten der Gebirge ruht,
Und sanft, doch schnelle
Steigt und sinkt die Welle.

O Tag, wohin? o Abendstern, woher?
Schon seh' ich nicht die blauen Fernen mehr,
Schon dämmert trüber
Jener Strand herüber,

Am Ufer richtet sich ein Segel auf,
Wohin? — verschwunden schon sein stiller Lauf,
Nach Geisterweise
Leise — leise — leise.

Das Siebengebirg.

1829.

Sieben Berge ragen mächtig
In den blauen Himmelsdom,
Und vorüber stolz und prächtig
Flutet der gewalt'ge Strom.
Sieben Burgen schauten nieder
Dort in längstvergang'ner Zeit,
Und aus jeder tönten Lieder
Über Berg und Thäler weit.

Jene Burgen sind zerfallen,
Doch der Wand'rer steht und lauscht,
Ob um die versunk'nen Hallen
Noch ein leiser Nachhall rauscht.
Und auch Blumen, Moos und Steine
Sammelt manche fromme Hand,
Den Reliquienschatz vom Rheine
Tragend in das Heimatland.

Und der Maler und der Dichter
Sehen her und sehen hin: —
Wolkenschatten, Zauberlichter
Malet jener frisch und kühn;
Aber dieser schaut hernieder,
Lust im Herzen, Glut im Blick,
Denn er denket still auf Lieder
Und an all' sein Leid und Glück.

Drachenfels! du hochgethürmter
Stolzer Bergesriese dort,
Ruht auf dir ein Schmerzdurchstürmter,
Send' ihn dann getröstet fort.
Zeig' ihm drunten Strom und Auen
In dem schönsten Hoffnungschein,
Laß ihn auf zum Himmel schauen,
Daß er ruhig möge sein.

Vorbei!

(Bei Bonn. 1832.)

O Rhein, was soll dein Brausen,
Dein stolzer Wogenschwall?
Wir zieh'n mit mächt'gem Sausen
Durch diese Wasser all',
Wir eilen flüchtig drüber hin
Wie Wolkenschatten flieh'n. — —

Gleich einer Riesenschlange
Empor gebäumt zum Kampf,
Hoch über Schlot und Stange
Wälzt sich der schwarze Dampf;
Ein Sturm aus Westen heult heran
Und jagt uns wild stroman,

Nun rothe Abendgluten
Am altergrauen Thurm,
Und Abglanz in den Fluten
Trotz Wetternacht und Sturm.
Vorbei — — Die helle Glocke klingt,
Ein Bursch in's Schifflein springt!

Ein Bursch, so freiheitsselig,
So jugendkühn und schlank!
Sein Auge blitzte fröhlich,
Er sang uns sonder Dank,
Und sang doch süß von Lieb' und Tod,
Von Freiheitmorgenroth!

Fahr' wohl du fremder Sänger,
Du freier Musensohn,
Nun tönt dein Lied nicht länger,
Dein Schifflein schwankt davon.
Vorbei — — wir seh'n uns nimmermehr,
Wir jagen wild einher!

Am Rheinstrand.

1827.

Tausendmal bin ich gezogen
Her zu dir, geliebter Strand;
Steine warf ich in die Wogen,
Namen schrieb ich in den Sand.

Lieder klangen von den Lippen
In die freie Luft hinein;
Und ich schaute von den Klippen
Träumend in den tiefen Rhein.

Von der blauen Nebelferne
Wußt' er manch verlockend Wort,
Und ich horchte gar zu gerne,
Wie er rauschte fort und fort.

Sah ich Wolken drüber fliehen,
Fühlt' ich leisen Sehnsuchtschmerz,
Sah ich Schiffe mit ihm ziehen,
Zog mit ihnen dann mein Herz.

Heimat! Ach nun soll ich scheiden,
Soll nun über Land und See,
Und das Scheiden macht mir Leiden,
Bis ich einst dich wiederseh'.

Rheinlied.

1840.

Rings hallt es tausendtönig:
Der deutschen Ströme König
Bist du, o heil'ger Rhein!
Wie kommst du stolz und prächtig,
Wie flieh'st du wogenmächtig
In's weite Meer hinein!

Viel tapf're Schwerter klangen,
Viel edle Sänger sangen
Dir schon seit alter Zeit;
An deinen Ufern wallten
Die herrlichsten Gestalten
Der deutschen Männlichkeit.

Mög' auch in künft'gen Jahren
Der starke Gott dich wahren
Vor schnöder Zwingherrnschaft.
Dein Volk ist sanft und bieder,
Liebt gold'nen Wein und Lieder,
Doch kennt es seine Kraft!

Leicht rief es tausendtönig:
Auf! schützt der Ströme König,
Er soll gefährdet sein;
Kommt ihr aus West und Osten,
Seh't, ob die Klingen rosten
Am alten heil'gen Rhein!

Lieder aus dem Wisperthal.

1838.

---

1. Der Bach.

Sagt, was rauschet ihr so leise?
Wisperwellen, sagt es mir,
Eure wundersame Weise
Brächt' ich gerne zu Papier.

Richter würden klug entscheiden,
Ob's poetisch oder nicht, —
Sagten dann vielleicht uns beiden:
„Machen könnt ihr kein Gedicht."

2. Der Müller.

In der Waterlooer Schlacht
Kämpft' ich lang und unverdrossen;
Aber eh' ich's nur gedacht,
Waren mir zwei Finger abgeschossen.

Heut', als ich entschlummert kaum,
Bei des Mühlrads dumpfem Brausen,
Hört' ich abermals im Traum
Säbel klirren und die Kugeln sausen.

„Vorwärts" tönt's — doch eine Hand
Schüttelt mich im Schlachtgewühle;
„Mann" ertönt's — „du mahlst nur Sand,
Schon zum sechsten Mal schellts in der Mühle!"

3. Der Wisperwind.

Wo kommst du her
O Wisperwind,
Bald rauh und wild, bald frühlingslind,
Wo kommst du her?
Treibt dich aus tiefem Schacht
Ein Gnomenfürst gewaltig in die Nacht —?

Sag mir wohin
O Wisperwind,
Geheimnißvolles Thaleskind,
Wo ziehst du hin?
Ziehst du im Abendgold
Zum Rhein hinab, der stolz vorüberrollt?

Ich zieh' hinab
Zum Rhein, zum Rhein,
Im Morgenroth, im Abendschein
Thalauf, thalab!
Da wallt die Spiegelflut,
Da lüft' ich rasch dem Wand'rer seinen Hut.

Und schleicht stroman
Ein müdes Schiff
Am weißbeschäumten Felsenriff
Vorbei die Bahn,
Dann Leine los, es gilt,
Die Wimpel flattern und das Segel schwillt.

Oft braus' ich laut
Um Hatto's Thurm,
Dann jagen Geister sich im Sturm,
Von Nacht umgraut;
Und oft im Mondenglanz
Wieg' Elfen ich im Rebenblüthenkranz.

Doch flieht die Nacht
Von Thal und Berg,
Und haben Elfe, Gnom' und Zwerg
Ihr Werk vollbracht,
Dann flieh' auch ich den Rhein,
Und flüst're leis': es muß geschieden sein!

4. Sonntagabends.

Sonntagabends
Unter der säuselnden Linde
Ruhen der Karr'n
Und die Egge,
Des Müllers Wagen
Und der niedrige Pflug,
Traulich geschaart.
Sonntagsabends
Unter der säuselnden Linde
Singet die Kuhmagd
Und ein gefühlvoller Knecht:
„Guter Mond —"
Aber der Müller
Sitzt an der Hausthür
Rauchend;
Unter ihm rastlos

Klappert das sausende Mühlrad,
Ueber ihm
Leise
Summt in den Schlaf ihren Knaben
Die Müllerin.

5. Der Fischer.

Mit der Gabel, mit der Stange
Steigt der Fischer in den Bach,
Sucht am Felsenufer lange,
Legt sein weißes Netz gemach.

Und nun zieht er mit Behagen
Seinen reichen Fang an's Land,
Ach! schon grausam liegt erschlagen,
Was er in den Maschen fand.

Arme glänzende Forelle,
Schwammst so lustig durch die Flut,
Nun auf jener Felsenschwelle
Klebt dein purpurhelles Blut.

Droben zwischen wald'gen Höhen
Schaut die Räuberburg heraus,
Drüben, wo die Weiden stehen,
Liegt des bösen Fischers Haus.

Jene Ritter kehren nimmer
Mit dem scharfgeschliff'nen Stahl,
Aber wilde Menschen immer
Wohnten hier im wilden Thal!

6. Das Reh.

Hinweg von hier, du flinkes Reh,
Noch lange blüht der grüne Klee,
Fleuch in den Wald hinein!
Der Jäger schleicht am Bergesrand
Und hat die Büchse schon gespannt,
Hetzt Rüden auf dich ein.

„Herr Jäger! kehrt nur wieder um,
Ihr streift vergebens hier herum,
Kein Wild hab' ich verspürt."
Der Jäger grüßt und geht zurück;
Du armes Reh, es war dein Glück:
Ich hab' ihn angeführt!

Und wenn du jetzt nicht kommen willt,
Du liebes schlankes Thiergebild,
So komm im Mondenstrahl;
Dann weide hier am Erlenbaum,
Der Jäger sieht vielleicht im Traum
Ein Reh im Wisperthal.

7. Die Theestunde.

Durch die Eichen schimmert westlich noch der
tiefste Purpurschein,
Durch die Birken flimmert östlich Mondesantlitz
sanft und rein.
's ist die Stunde, wo die Tassen klappern auf
dem Silberbrett,
Und des Thee's warm Gewässer strömet in sein
altes Bett.

's ist die Stunde, die verwünschte, die ich oft vermaledeit,
Wo ich halb in Schlaf versunken, mit der Menschheit war entzweit,
Wo ich aufgeputzt und gähnend dummen Reden Rede stand,
Und in vieler Spreu mit Mühe wenig Waizenkörner fand.

Heute statt dem bunten Fächer trag' ich rauhen Haselstock,
Statt dem steifen Ordenskleide diesen leichten grünen Rock,
Farrenkraut mit stolzem Nicken grüßt herab von meinem Hut,
Und so steig' ich auf die Berge durch der Haide Blüthenglut.

Drunten aus dem Kohlenmeiler brechen Rauches-wirbel dicht,
Und der Köhler schaufelt Grund auf und das Feuer zeigt sich nicht;
So verborgen oft im Herzen glüht die Flamme fort und fort,
Bis sie eine Schaufel Erde bannet, wie mit Zauberwort.

Ruhend nun auf höchster Klippe wo ich oft gewesen bin,
Schau' ich wieder in drei tiefe waldumrauschte Thäler hin;

Noch wie eh'mals durch ihr Ufer murmelt dort
der Wisperbach,
Doch vergang'ner Zeiten denkend, seufz' ich leis'
ein sehnlich Ach!

Wie viel Tage sind verloren und auf ewig mir
geraubt,
Wo ich fern von edler Freiheit an die dumpfe
Welt geglaubt.
Hier! ich schwör's zu dieser Stunde und bei jenem
sanften Schein,
Dir Natur! du meine Liebe, dir allein getreu
zu sein.

8. Burg Rheinberg.

Der Abend füllt das Thal
Mit seinen ernsten Schatten,
Ein sanfter Widerstrahl
Umschimmert noch das Frühlingsgrün der Matten,
Aus fernen Meilern wirbelt blauer Rauch,
Und zieht am Berge hin wie Nebelhauch.

Die Espe zittert kaum,
Denn alle Winde schweigen;
Schon flüstern halb im Traum
Die Vögel über mir in duft'gen Zweigen,
Und aus dem Walde naht ein schlankes Reh,
Sich ruhig ätzend im bethauten Klee.

Die Wisper rauscht mit Macht
An dunkler Felsenschwelle,
Und aus krystall'ner Nacht
Taucht rasch empor die glänzende Forelle,
Sie flieht erschreckt; — ein West, der lang geruht,
Streut wilde Rosenblätter auf die Flut.

O Rheinberg! hochgethürmt,
Lang schaust du schon hernieder,
Von Wettern oft umstürmt,
Doch nie umhallt vom Klange süßer Lieder!
Einst lauschte nur der arme Wand'rer bang
Auf deiner Ritter wilden Waffenklang.

Er eilte rasch vorbei
Mit seiner kleinen Habe,
Und sah in stiller Scheu
Auf's Kreuz von Stein am halbversunk'nen Grabe.
Gelübde that er stumm und hielt nicht an,
Und murmelt' einen Fluch zur Burg hinan.

Nun tönt's im Abendlicht
Vor den versunk'nen Hallen:
„So hält die Zeit Gericht,
Und was Tyrannen bauten muß zerfallen;
Sie stürzet ihre Werke nah wie fern
Und spottet bald des Sclaven, bald des Herrn!"

9. Der Rächer.

Ein Wand'rer zieht im Abendstrahl
Durch's waldumrauschte Wisperthal,
Er trägt ein Schwert gar lang und breit,
Drin funkelt hell sein rothes Kleid.

Bald kommt er an die Felsenschlucht,
Wo sich die Werk den Ausgang sucht,
Rechts schaut die Kammerburg herab,
Links Rheinberg, manches Pilgers Grab.

Dann tönt es rauh: „Halt an Gesell,
Woher und auch wohin so schnell?"
Die Antwort dumpf entgegen hallt:
„„Woher — wohin? du weißt es bald —

„„Rheinberger, zieh' das Schwert heraus,
Hast du bestellt dein Räuberhaus?
Du schlugest mir den Bruder todt,
Nun kommst du selbst in Todesnoth —""

„Und schlug ich todt den Bruder dein,
So wirst du heut' noch bei ihm sein —"
Er zieht das Schwert und kämpft gewandt,
Der Wand'rer schlägt's ihm aus der Hand.

„Wer bist du," sagt der Ritter bleich,
„Halt ein, ich mach' dich groß und reich —"
Der Rothe reiß't ihn um und lacht:
„„Brod hat mir stets mein Schwert gebracht.

Scharfrichter bin ich manches Jahr,
Dir nehm' ich nun den Helm fürwahr —""
Und Blut floß in der Felsenschlucht,
Wo sich die Werk den Ausgang sucht.

10. Vor zwanzig Jahren!

1846.

Vor zwanzig Jahren über diesen Steg
Wie gern zum wildverwachs'nen Felsenweg
Zog ich hinauf in's graue Burggetrümmer;
Da sucht' ich Nüsse mir vom Haselstrauch,
Wand Strauß um Strauß und sang ein Lied wohl auch,
Und kehrte heim erst mit dem Abendschimmer!

Ja damals, damals! jung mein Herz und Haupt
Und schon der Kranz, der meine Stirn umlaubt,
Drin, kein Gedanke, daß er welken werde. —
O wie voll stillbeglückter Fröhlichkeit,
Voll Scherz und Lust ist doch die Jugendzeit,
Und doch voll Sehnsucht nach dem Glück der Erde!

Noch wie vor zwanzig Jahren hoch und fest
Vom Berge ragt das öde Räubernest,
Und ich wie damals hab' den Steg beschritten;
Morsch ist er nun, ich lehne mich an ihn,
Ich schaue sinnend in die Wellen hin
Und zitternd wankt er unter meinen Tritten.

Noch wie vor zwanzig Jahren kreist der Weih'
Hoch über'm wilden Thal mit wildem Schrei,
Des Mühlrads fernes Rauschen tönt dazwischen —
Dort auch die alten Buchen Stamm bei Stamm
Herüberragend von dem Bergeskamm,
Und hier das Burgthor unter Eichenbüschen.

Auch dieser Baum noch! als ein junges Blut
Schnitt ich einst einen Namen scharf und gut,
Mir schien er ein Gedicht, in diese Rinde.
Verwachsen Alles, rauh der Stamm und alt,
Zerfurcht auch wohl, von manches Sturms Gewalt,
Doch noch wie damals blüht die hohe Linde.

O meinem Herzen gleichst du stolzer Baum,
Es blüht noch fort, obgleich sein Frühlings-Traum
Mit allem Zauber lange schon verschwunden.
Das Leben schnitt hinein manch' scharfen Zug,
Doch scheint mir jeder schon vernarbt genug
Und auch verwachsen, wie des Baumes Wunden.

Nach zwanzig Jahren aber, ganz genau,
Vielleicht auch eh'r, gleicht's dem der armen Frau,
Die gestern man bei'm Morgenschein begraben,
Und dann — — ha grauer Fels, auch du noch hier,
Laß seh'n, was für versteinte Muscheln dir
Der Vorzeit Meere einst gelassen haben.

Strandlied.

1843.

Wie wunderbar, wie wunderbar
So in den Strom zu schauen!
Wohl ist er still und silberklar
Und faßt mich doch ein Grauen.

Der Scheidende.

1846.

Da steh' ich hoch auf Bergeszinnen
Und schau hinab im Abendstrahl,
Und seh' den Rhein vorüberrinnen
Zum letzten Mal, zum letzten Mal!

Von Fels zu Fels nicht mehr zu springen
Wie's frei der Hirsch des Waldes thut,
Kein frisches Lied vom Strand zu singen
In's stolze Brausen seiner Flut.

Nicht mehr des Kahnes weißen Flügel
Zu lenken durch des Dampfers Schaum,
Und dann im Schatten grüner Hügel
Vorbei zu treiben hörbar kaum —

Zu ruh'n nicht mehr auf weichem Moose
Umweht von rebenduft'gem Wind,
Und mit der schönsten wilden Rose
Zu schmücken dann ein holdes Kind —

Nicht süße Trauben mehr zu schneiden
Wenn Herbstgesang vom Berge schallt —
O welches Leiden bringet Scheiden,
Das Leben flieht, das Herz wird alt!

Das Herz wird kalt! Die Jugendlieder
Verwehen mit dem Jugendglück,
Und kehr' ich einst nach Jahren wieder:
Ich kehre so nicht mehr zurück!

Geisterschau.

1831.

Am Berg zu Ingelheim da ist ein Saal,
Drin sitzet Kaiser Karl auf gold'nem Throne,
Er trägt den Zepter und das Schwerdt von Stahl,
Auf seinen greisen Locken glänzt die Krone;
Ich hab' ihn einst um Mitternacht geseh'n,
Als ich am Berge wollt' vorübergeh'n.

Er saß als Richter unter einer Schaar
Von bleichen Männern da, mit strengen Mienen;
Die Herrscherkrone trugen all' im Haar,
Doch mancher schien den Schmuck nicht zu verdienen;
Denn als er rief: wie stand's um Volk und Reich?
Da floh'n die Meisten stumm und Schatten gleich. —

Zum grauen Thurm, der aus den Wassern ragt,
Die rasch vorbei mit wilder Eile jagen,
Da hab' ich einst mich nächtlich hingewagt,
Und durch die Lüfte tönten bange Klagen,
Es war des Hatto's ruheloser Geist,
Der traurig um die finstern Mauern kreist.

Und einmal, als mein leichtbeschwingter Kahn
Vom Strande stieß, gehüllt in Abendschatten,
Als bleiche Sterne schon durch Wolken sah'n,
Und Nebel stiegen von den Ufermatten, —
Da taucht' empor Gisela's schönes Bild,
Doch ihre Augen glänzten thränenmild.

Doch einst — als ich in letzter Abendglut
Vom Lurleyfelsen sah zum Rhein hernieder,
Da rauschten aus der leichtbewegten Flut
Die Zauberklänge nie gehörter Lieder, —
Der Mond stieg glänzend auf — ich lauschte lang,
Es war der Lurley wunderbarer Sang!

Rheinfahrt.

1825.

Von der Bergschlucht rings umgeben,
Wild umbraus't vom Wogendrang,
Schaut sich's froher in das Leben
Mit des Liedes freiem Klang.

Droben auf den steilen Höhen
Grünt der Reben frischer Kranz,
Und die alten Eichen wehen
Drüberhin im Sonnenglanz.

Auf der hohen Felsenkrone
Ruht die Veste stolz und kühn;
Doch es wehen vom Balkone
Epheuranken frühlingsgrün.

Oben haus'ten ehr'ne Ritter,
Deutsche Frauen mild und rein,
Sänger schlugen dort die Zitter
Und die Wogen braus'ten drein.

Und das Mägdlein saß am Rocken,
Dreht die Kunkel früh und spat,
Bis, den Brautkranz in den Locken,
Zum Altar die Jungfrau trat.

Alte Sitten so bescheiden,
Alte Tage fromm und treu!
Ach! wir müßten viel erleiden,
Kämt zu uns ihr wieder neu.

Hinter Gittern, hinter Mauern
Müßten wir die Spindel dreh'n,
Alte Pfaffen würden lauern,
Wollten wir vom Söller seh'n.

Käm' ein Habicht stolz geflogen,
Lugte kühn herab in's Thal,
Nähm' der Ritter Pfeil und Bogen,
Und er flög' zum letzten Mal.

Doch die Burg ist längst gefallen,
Und die Ritter wurden Staub;
Aus des Saales öden Hallen
Fliegt der Habicht jetzt nach Raub.

Und so manches Schifflein führte
Schon der Strom die Burg entlang,
Und so mancher Sänger rührte
Hier der Harfe reinen Klang.

Aber mit den schnellen Wogen
Ziehen Alle wieder fort,
Ich nur komme treu gezogen
Von den Rebenhügeln dort.

Und wo Hatto's Thurm mit Trauern
Finster in die Wellen schaut,
Werden oft vor seinen Mauern
Meine kleinen Lieder laut.

Abschiedsgruß.

1827.

Wie rauschen leis' die Wogen
Um meines Schiffleins Kiel,
Schnell hat es fortgezogen
Der Lüfte leichtes Spiel.
Schon schwindet in der Ferne jener Strand,
Wo ich so gern im Abendlichte stand.
Leb' wohl du trauter Ort, bald kehr' ich wieder
Und bringe neue Lust und neue Lieder!

Johannisberg noch einmal
Seh' ich dein stolzes Haupt,
Dich Geisenheim noch einmal
Von Rebengrün umlaubt; —
Und schneller geht's an Rüdesheim entlang,
So hold umtönt von seiner Winzer Sang,
Da grüßt mich manche Burg aus fernen Tagen
Mit Geistergruß und alten Wundersagen.

Du weiße Bergkapelle
Da drüben auf den Höh'n,
Wie strahlt mir von der Welle
Dein liebes Bild so schön!
Das Glöcklein ruft die Frommen zum Gebet,
Leis' hör' ich wie ihr Lied herüber weht,
Ich aber ziehe weiter, immer weiter,
Hab' nur des Windes Brausen zum Begleiter!

Du Tempel hoch im Blauen,
Von Buchenlaub bekränzt,
Du Bingen und ihr Auen,
Die Sonnenlicht umglänzt —
Seid einmal noch, zum letzten Mal gegrüßt,
Eh' mich der Berge finst're Schlucht umschließt,
Und jene wilden schaumgekrönten Wogen
Am Ehrenfels vorüber mich gezogen!

Im Brunnengarten auf Burg Rheinstein.

1836.

Herz willst du Ruhe finden
Vom Kampfe mit der Welt,
Der Fessel dich entbinden,
Die dich gefangen hält:

So nahe dieser Stelle
Voll süßer Einsamkeit,
Da flüstert's aus der Welle:
„Wie schnell entflieht die Zeit!

Darum was soll dein Klagen
Und dein vergeb'ner Schmerz?
Mehr Leid, als du ertragen,
Trug wohl schon manches Herz.

Sieh'! der dem Quell zu steigen
Hieß, aus der Erde Schacht,
Wird einst den Weg dir zeigen,
Den Weg zum Licht — durch Nacht."

Wunsch!

1833.

O Rhein mit deinen
Erhab'nen Höhen,
Wo graue Burgen
Herniedersehen,
Und holde Sagen
Verschwund'ner Zeiten
Wie Geisterstimmen
Vorübergleiten.

Wo Eichenkränze
Und Rebenranken
Im Spiel der Lüfte
Vom Ufer wanken,
Und schnelle Schiffe
Vorüberfliegen
Wie weiße Schwäne
In stolzen Zügen.

Wo Sprosser singen
Auf Rosenzweigen,
Wo Mandeln reifen
Und edle Feigen,
Wo süße Trauben
Den Wand'rer laben,
Und ihn erfreuen
Des Nektars Gaben.

O Rhein, ich könnte
Von dir nicht scheiden,
Müßt in der Ferne
Voll Sehnsucht leiden.
Ja lieber ruhen
An deinen Wogen,
Als fort auf ewig
Von dir gezogen!

Abendfahrt.

1837.

Ihr Schiffer spannt das Segel
Und legt die Ruder ein,
Wir wollen zusammen fahren
Im rothen Abendschein.

Lang war ich in der Fremde,
Da rauscht kein stolzer Strom,
Und keine Rebenberge
Umspannt der Himmelsdom.

Der Schutzpatron der Pilger
Steht dort am Wege nicht
Mit einem frischen Kranze,
So lang man Blumen bricht.

Dort tönt kein Maigeläute
Von Thurm zu Thurme weit,
Wenn es am Himmel dunkelt
Und Blüthenflocken schneit.

Drum will ich wieder schauen
Mein liebes Heimatland,
Will seine hohen Burgen
Begrüßen längs dem Strand.

Doch Lieder sollt ihr singen,
Die euer Vater sang,
Zu Wellen und Windesrauschen
Gibt's keinen schönern Klang.

Und wenn die Lieder schweigen
Erzählt mir Sagen dann,
Erlauscht in Knabentagen,
Als eure Mutter spann.

Dafür dann sollt ihr trinken
Vom allerbesten Wein, —
Mir aber füll' ich den Becher
Vom purpurstrahlenden Rhein.

Rheinisches Leben.

1834.

Am Rhein weht süßes Leben
Aus längst vergang'ner Zeit,
Ich sehe Geister schweben
In alter Herrlichkeit,
Ich höre Lieder klingen
Mit wunderbarem Gruß,
Die leis' ich wieder singen
Und wieder träumen muß.

Seh' ich den Vogel ziehen
Hoch durch der Lüfte Blau,
Und seh' ich Schiffe fliehen
In fernes Nebelgrau:
Ist mir's als ob im Fluge
Ein Wort der Vogel singt,
Als ob im schnellen Zuge
Vom Schiff ein and'res klingt.

Hier flüstern Geisterworte
Aus leichtbewegter Flut,
Dort um die Klosterpforte,
Wo Pilger einst geruht.
Und wenn die Höhen glänzen
Im stillen Mondenstrahl,
Beginnt in Rebenkränzen
Der Elfentanz zumal.

Doch schau' ich an der Mauer
Verfall'ner Burg hinauf,
So steigt ein leiser Schauer
In meinem Busen auf;
Denn in den öden Trümmern
Tönt's bald wie Kampf und Sturm,
Bald hör' ich's leise wimmern
Aus dem Verließ am Thurm.

Bald reden Erz und Steine
Von der Vergangenheit,
Bald sagt das Volk am Rheine
Die Mähren alter Zeit.
Wir erbten manche Sage
Und glauben sie getreu,
Wer wagt die schnöde Frage:
Ob sie wohl Wahrheit sei?

Treu meld' auch ich den Andern
Was ich einst hört' und fand,
Wer es nicht glaubt mag wandern
In unser schönes Land.
Und auf den Höh'n und Gründen
Lausch' er am Abend still,
Das Herz kann immer finden,
Wenn es nur suchen will.

Altkönig.

1830.

Altkönig trägt ein grün Gewand,
Umhaucht von blauer Luft:
Stolz schaut er in sein weites Land,
Gehüllt in Silberduft.

Und Morgens wenn die Sonne steigt
Legt er den Purpur an,
Und Abends, wenn der Tag sich neigt,
Hat er ihn ausgethan.

Und wenn er seine Krone nimmt
Von Wetternacht und Glut,
Dann ist er auf sein Volk ergrimmt,
Das rings im Thale ruht.

Doch plötzlich führt der Abendwind
Die Wolkenkrone fort,
Spielt um die Stirn' ihm leis' und lind
Und flüstert manches Wort.

Da ruht sein Zorn, da schweigt er mild,
Und schaut hinab in's Thal,
Gleich einem ernsten Riesenbild,
Umglänzt vom Mondenstrahl.

Gesang der Rheinfahrer.

(Rüdesheim. 1827.)

So schiffen wir hinunter,
Umwallt vom stolzen Rhein,
Die Ruder greifen munter
In seine Wogen ein.
Es rauscht umher und wir fahren geschwind,
Die Segel schwellen, gefaßt vom Wind;
Der Blick, halb zur Ferne gewandt,
Streift scheidend über den Strand.

Und weil wir einmal wieder
Vereint zu heit'rer Fahrt,
Laßt klingen die alten Lieder
Nach alter rheinischer Art.
Begrüßet die Ufer wo Rosen blüh'n,
Die Auen droben so still und grün,
Und singt, daß es hallt zu den Höh'n:
„O Rhein, wie bist du so schön!"

Die Rebenberge glänzen
Umstrahlt vom Sonnenlicht,
Aus tausend wehenden Kränzen
Hängt Blüth' an Blüthe dicht.
Und über die Burg aus der Römerzeit
Wallt leicht von Goldlack ein duft'ges Kleid,
Wir jubeln und singen zugleich:
„O Rhein, wie bist du so reich!"

Und drüben an dem Strande
Zieh'n Wand'rer hin und her,
Ihr Herz in uns'rem Lande
Begehrt der Welt nicht mehr.
Vorüber fliegt mit dem eisernen Mast
Das Feuerschiff in lärmender Hast;
Wir aber singen entzückt:
„O Rhein, wie bist du beglückt!"

Beim Scheiden vom Rheine.

1829.

Leb' wohl geliebter Rhein!
Nun will ich von dir gehen,
Im letzten Becher Wein
Trank ich dein Wohlergehen.

Im letzten Liebesklang
Hat dich mein Herz gepriesen,
Nun wünscht mein feuchter Blick
Noch einmal dich zu grüßen.

Still beug' ich meinen Mund
Auf deine Wogen nieder —
Nimm hin den letzten Kuß,
Vielleicht kehr' ich nicht wieder!

Lied auf dem Rheine.

1832.

Längs den Ufern hinzugleiten
Mit dem leichten Segelkahn,
In die abendlichen Weiten
Auf der blauen Wellenbahn, —

Nach des Ruders Schlag zu lauschen,
Und der Winzer fernem Lied,
Und der Wasser leisem Rauschen,
Wenn das Schifflein rascher flieht; —

Und die klare Flut zu trinken,
Wo sie um die Felsen schäumt,
Und zur Burg hinaufzuwinken,
Wo der Wandrer steht und träumt; —

Dann ein kleines Lied zu singen
Frisch und frei aus heit'rer Brust:
Das vor allen andern Dingen
War mir immer süße Lust.

Und seit manchen langen Jahren
Hab' ich wenig mehr gethan,
Als mit Klang und Sang zu fahren
Auf der blauen Wellenbahn!

Aus der Ferne.

1828.

Süße Heimat, ach du fehlst mir immer,
Wenn ich fern von deinen Thälern bin;
Nirgends glänzt mir so der Morgenschimmer,
Schwindet so die Abendsonne hin!
Deine Berge such' ich träumend
An des Himmels fernem Rand,
Und die Fluten silberschäumend
An der dunklen Felsenwand.

Wie der Schweizer seine Alpen liebet,
Wie der Schotte für sein Hochland glüht,
Und ihm Heimweh stets die Seele trübet,
Bis sie endlich sehnsuchtsvoll entflieht: —
Ach so ist's auch mir im Herzen,
Wenn ich in die Fremde geh',
Und ich fühle Gram und Schmerzen,
Rheinland, wenn ich dich nicht seh'.

Land der Reben! schönes Land der Lieder,
Heimat einer großen Heldenzeit,
Kehr' ich dann zu deinen Fluren wieder,
Schau von deinen grünen Höhen weit: —
Laß ich meine Flügel rauschen,
Singe dir mein erstes Lied,
Und du wirst der Lerche lauschen,
Die in ihren Himmel flieht.

Maitrauer.

1837.

Rauschet stolze Rheineswogen
Euren ewigen Gesang —
Wohl versteh' ich diesen ernsten Klang,
Und er ist mir tief in's Herz gezogen,
Aber ach! ich lausche trüb und bang.

Wolke, du von Geisterflügeln
Schnell getragen übers Thal —
Ich verstehe deinen Widerstrahl,
Wie verlöschend, sterbend an den Hügeln,
Er noch einmal glüht — zum letzten Mal!

Süße Rose, die ich trage
An der liederreichen Brust,
Daß auch du wie ich vergehen mußt,
Flüstern mir mit tiefer leiser Klage
Deine Düfte — heut' noch meine Lust!

Warnung.

1831.

Heb' dich von hinnen Poetaster,
Der frech sich einen Dichter heißt,
Und der bei Bier und schlechtem Knaster
In schlechtem Vers mein Rheinland preist.

Der jammert, daß die Burgen sanken
Mit jenem eisernen Geschlecht,
Weil Sänger mit dem Ritter tranken,
Doch Bänkelsänger mit dem Knecht.

Was sprichst du mir von deiner Harfe?
Ich höre nur den Dudelsack,
Geh! dein Gesicht ist eine Larve,
Du selbst bist ein gescheitert Wrack.

Doch hüte dich! es wohnen Geister
Tief unten in dem heil'gen Rhein:
Nennst du dich ferner einen Meister,
So tauchen sie dich einmal ein!

Der Salmenfischer.

(Schwank. 1829.)

Ein Fischer sitzt am Salmenfang,
Zog schon das Netz zwölf Stunden lang
Und hatte nichts gefangen.
Rauh bläst der Wind von Norden her,
Halb ist der Krug des Knaben leer,
Gern wär' er heimgegangen.

Da denkt er, schläfrig wie er war,
Vielleicht zuletzt hilft Sankt Goar
Mit einem guten Zuge.
Und auch zuletzt, zu guter Letzt,
Hat er den Krug noch angesetzt
In einem tücht'gen Zuge.

Dann schaut er nach dem Lurleiberg,
Denkt an den schwarzen Höhlenzwerg
Und an die Wasserfeen;
Die singen drüben an der Bank,
Wo mancher Horcher schon versank,
Der nimmer ward gesehen.

„Verdammtes Zeug! halb Fisch, halb Weib
Mit einem blauen Schuppenleib
Und langen grünen Haaren:
Fing ich nur Eins — ich zeigt's für Geld,
Und würde lustig durch die Welt
Von Mess' zu Messe fahren.

Dann gute Nacht du wilder Rhein,
Ich tränke nur den besten Wein
Und rauchte nur Cigarren.
Und gute Nacht du Salmenfang,
Wo ich umsonst gepaßt so lang,
Da paßten and're Narren." —

Er nickt — er brummt ein halbes Wort,
Und schlummert ein, und schlummert fort
Und hört' den Hans nicht kommen; —
Der zieht das Netz und lacht ihn aus,
Der schönste Salmen schaut heraus,
Der heut' vorbei geschwommen.

Doch eh' er ihn von dannen trägt,
Hat er den Krug dahin gelegt,
Wo er den Fisch gestohlen.
Dann springt er in sein leichtes Schiff
Und rudert um das Felsenriff,
Da wird ihn Niemand holen.

Doch später oft bei'm gold'nen Wein,
Des Fischers Freunde forschten fein,
Wenn hell die Gläser klangen:
„Sag', hast du noch kein Wasserweib
Mit einem blauen Schuppenleib
In deinem Netz gefangen —?"

Kloster Nothgottes.

(Schwank. 1836.)

Einst ging ich nach Nothgottes aus,
Denn dorten bin ich wie zu Haus,
Und eine Zelle, schmal und klein,
Lädt mich in ihren Frieden ein.
Da hab' ich denn manch' Lied gemacht,
Und oft der Welt nicht mehr gedacht,
Wenn ich vom ruhigen Gemach
Hinüber sah auf's Kirchendach,
Und in den Klosterhof hinab
Mit manchem eingesunk'nen Grab.
Einst also ging ich wieder hin,
Mit frischem Muth und heit'rem Sinn,
Doch sehnte sich beinah mein Herz
Nach einem Schauer oder Schmerz.
Und siehe — nach dem heißen Tag,
Der schwer auf meinen Nerven lag,
Entschlief ich schnelle
In meiner Kapuzinerzelle.
Indessen zog von Westen her,
Ein Ungewitter schwarz und schwer,
Und plötzlich weckte mich
Ein Donnerschlag, so fürchterlich,
Als hätt' er mir auf's Haupt geschlagen,
Weil ich's vielleicht zu hoch getragen;

Blitz folgt' auf Blitz, und ein Orkan
Fing grauenvoll zu wüthen an.
Auf fuhr die Thüre mit Gekrach,
Durch's Fenster saust' er in's Gemach,
Und riß von der bestäubten Wand
Ein Heil'genbild mit rauher Hand.
Da sah ich denn mit stillem Schauer
Tief eine Höhlung in der Mauer,
Und drin ein Buch, und — einen Todtenkopf —?
Ach nein! zum Glück nur einen Suppentopf.
Ich nahm das Buch und hörbar schlug mein Herz,
Lang sah ich dankend himmelwärts —
Mir schien's als hätt' ich einen Schatz gefunden,
Von alten, längst verhallten Kunden,
Vielleicht die ganze Wundermähr
Aus Ritter Brömser's Tagen her,
Von seinem Zug in's heil'ge Land,
Wo er so manchen Sieg bestand;
Von seinem Kampfe mit dem Drachen,
Und wie er, um sich frei zu machen
Von Türkenwuth und Kerkergrauen,
Gelobt ein Kloster aufzubauen; —
Wie aber an des Rheines Borden
Sein alt Gedächtniß schwach geworden,
Und endlich seines Ochsen Horn
Von ihm gewendet Gottes Zorn:
(Es fand ein Bild das fromme Vieh,
Was dreimal laut „Nothgottes" schrie! *)

---

*) Des Ochsen Hörner sind noch zu schauen,

So daß alsbald im Wiesengrund
Herrn Brömser's Kloster hier entstund.
Dies und noch mehr hofft ich zu lesen,
Auch wie's vor Alters einst gewesen,
Als zu dem wunderthät'gen Bild
Viel tausend Pilger fromm und wild
Und gut und bös hiehergekommen,
Und Trost und Buße mitgenommen.
Drum bebte meine Hand
Bis ich das erste Blatt herumgewandt —
Da las ich denn im halben Traum,
Ich traute meinen Augen kaum:
„Die Schwabenköchin,
Ein nützlich Buch für Jedermann.
Gehört dem Bruder Cyprian,
Der Koch in diesem Kloster ist,
Ihm helfe Gott zu jeder Frist,
Daß niemals er das Salz vergißt." —

---

eben so das wunderthätige Bild, welches Nothgottes gerufen haben soll. Es ist in der Kirche von Rüdesheim.

Am Rhein erglänzt mein Stern.

1833.

„All' um den Rhein
Ist's lustig sein,"
So sangen schon die Alten,
Das liebe Wort
Klang fort und fort,
Denn Jeder wollt's behalten:
All' um den schönen Rhein!

Der Welt ist kund:
Im Rheinesgrund
Ruht Gold der Niebelungen,
Doch was für Gold
Die Rebe zollt:
Getrunken und gesungen
Hat's mancher Liedermund!

Von nah und fern,
Wer sieht nicht gern
Die stolzen Wogen fliehen?
Mein Anker ruht
In dieser Flut,
Ich will nicht weiter ziehen:
Am Rhein erglänzt mein Stern!

Die Schwalben sind gekommen.

1840.

Ich hab's geseh'n, ich war am Strand,
Weit über fernes Alpenland,
Weit über's tiefe, breite Meer
Sind sie gekommen wieder her:
Die Schwalben sind gekommen!

Sie tauchten ihre Flügeln ein,
Sie tranken wieder aus dem Rhein —
Nun ruhen sie von Haus zu Haus
In ihren alten Nestern aus:
Die Schwalben sind gekommen!

Nun ist's vorbei mit Schnee und Eis,
Nun schneit es nur noch blüthenweiß;
Kind freue dich, denn auf mein Wort,
Von Land zu Land, von Ort zu Ort:
Die Schwalben sind gekommen!

Noch ein Lied!

1836.

Noch ein Lied! schon sinket Mitternacht,
Berg' und Thale ruh'n in Mondenpracht,
Wolken segeln durch den Äther fern
Und ich seh' nicht mehr den Abendstern.

Noch ein Lied! da drüben rauscht der Rhein,
Wogt und wallt in gold'nem Zitterschein,
Unter Rosen ruht die Nachtigall,
Ihre süßen Klagen schweigen All'.

Eine aber ruht nicht sangesmüd,
Singet leise noch dies Schlummerlied:
Gute Nacht! nun Welt und Erde du,
Gute Nacht, o Herz und habe Ruh!

Wiederkehr.

1829.

Sei mir gegrüßt mit stolzem Herzen,
Mein Heimatland, mein Vaterland!
Vergessen alle sind die Schmerzen,
Die ich entfernt von dir empfand.
Den Rhein, die Berge seh' ich wieder,
Die Burgen dran, auf Fels erbaut, —
Hör' wolbekannte Wanderlieder
In deutscher Sprache süßem Laut.

Viel Schönes sah ich in der Ferne,
In jener großen fremden Welt,
Doch wie gesteh' ich nun so gerne,
Daß nichts mir so wie du gefällt.
Im Busen voll von tiefem Sehnen
Erwuchs mir bald der Wehmuth Keim,
Und meine Augen, feucht von Thränen,
Sie sprachen endlich: heim, ach heim!

O Vaterland! des Pilgers Hoffen,
In ferner Nacht sein letztes Licht —!
Stünd' auch ein Paradies mir offen,
Mit dir vertauschen könnt' ich's nicht.
Nie könnt' ich ruh'n in fremder Erde,
Und deckte Marmor mein Gebein,
Mit ruheloser Klaggeberde
Entschwebte trüb mein Geist zum Rhein!

Mainz.

1838.

Mainz, du stolze Römerveste,
Sei gegrüßt von Sängermund!
Sahst viel wunderliche Gäste
Schon in deiner Mauern Rund;
Ach! und hast so viel erfahren
Als das deutsche Reich erfuhr —:
Treu seit achtzehnhundert Jahren
Blieb dir nichts — als die Natur.

Die da nahen auf den Wogen,
Hoch zu Schiffe, deinem Strand,
Die da kommen hergezogen
Mit dem Wanderstab zur Hand;
Alle seh'n dir drum mit Wonne
In's verklärte Angesicht,
Wenn ein Strahl der Abendsonne
Es umglüht mit Rosenlicht.

Holde Sagen, süße Lieder
Rauschen an dem Rheinesstrom,
Doch vor Allem hallt es wieder
Dort um deinen hohen Dom.
Was die Lüfte droben singen
Ist der schönsten Lieder eins:
Mächtig tönt's noch im Verklingen
Von dem alten gold'nen Mainz!

Des letzten Kaisers Rheinfahrt.

1818.

Der Sänger ruht auf schroffem Stein,
Umstrahlt vom Morgenlicht,
Es schaut hinunter, wo der Rhein
Die stolzen Wellen bricht:
Horch! durch die Lüfte braus't ein Sturm
Von Jubel und Gesang,
Und weit hinab von Thurm zu Thurm
Tönt Feierglocken-Klang. —

Nun rauscht die Flut am Felsenriff
Empor in weißem Schaum,
Da fleucht heran ein gold'nes Schiff,
Schön wie ein Märchentraum;
Drauf steht manch' herrliche Gestalt
Um einen hohen Gast,
Und eine Adlerflagge wallt
Herab vom schlanken Mast.

Vorbei — vorbei — „was weinest du,
O Sänger ernst und bleich —?“
„„Ich dacht' indeß in stiller Ruh'
An's alte deutsche Reich,

Da sank mir eine Thräne nur
In's tiefe Wellengrab;
Denn ach! sein letzter Kaiser fuhr
Dort auf dem Rhein hinab!“ “

Vermischte Dichtungen.

Auf Erden ist nicht Dauer!

1846.

Herz, wenn du gramvoll bist,
Und wenn du traurig bist,
Wem magst du klagen?
Du armes Menschenherz,
Wer hilft des Daseins Schmerz
Dir ganz versteh'n und tragen?

Du sinnst am raschen Strom
Und schaust zum Himmelsdom
Wo Wolken ziehen;
Du fragst den Rosenstrauch,
Gewiegt vom Windeshauch,
Warum so kurz sein Blühen?

Du siehst des Ruhmes Glanz,
Der Schönheit Blüthenkranz,
Wie Spreu verwehen;
Du siehst gekrönte Macht,
Der Erde Glück und Pracht
In Staub — in Nichts vergehen —

Du rufst: Wohin, wohin
Mit meiner Liebe flieh'n,
Mit meiner Trauer!
O! könnt' auch sie verblüh'n,
Erkalten und verglüh'n?
Auf Erden ist nicht Dauer!

Die Helden von Ostrolenka!

1831.

Fallt wie die Helden Todtesbrüder,
Was bleibt euch noch für and're Wahl,
Sinkt auf die theure Erde nieder,
Tränkt sie mit eures Blutes Strahl;
Ihr Glücklichen! ihr dürft doch sterben
Den heil'gen Tod für's Vaterland,
Ihr dürft den höchsten Ruhm erwerben
Und habt ein Grab im Heimatland.

Doch wehe dir, du Schaar der Schwachen,
Die nichts als Schmerz und Thränen hat,
Du hörst des Feindes Donner krachen,
Du siehst die blut'ge Kugelsaat,
Und klammerst betend deine Arme
An des Altares harten Stein.
O! daß der Ew'ge sich erbarme,
Und seine Tempel stürzten ein!

Doch ihr, die leben, flieht von hinnen,
Europas Sonne sinkt in Nacht,
Schon seh' ich Strahl um Strahl zerrinnen
Und wilde Stürme sind erwacht.
Nach Westen laßt die Segel spannen
Und sucht Columbias freien Strand;
Wen Tyrannei und Schicksal bannen
Der findet dort ein Vaterland.

Thu' deine Hand auf!

1841.

Thu' deine Hand auf! Reicher, gib dem Armen,
Auf daß er mög' im Winterfrost erwarmen,
Auf daß er möge seinen Hunger stillen
Und seinen Menschenleib gleich dir umhüllen.

Thu' deine Hand auf! was dir Gott gegeben
Von Erdengütern, das gehört dem Leben,
Du selbst gehörst dem Tod, denn du mußt sterben,
Was du geerbt, ein and'rer wird es erben.

Thu' deine Hand auf! eh' sie nichts mehr halten,
Nichts mehr verknüpfen kann und nichts mehr spalten,
Weißt du wie schwer einst Dankesthränen wiegen,
Wenn deine Thaten in der Wage liegen?

Nichts Altes mehr!
1841.

Wir wollen Gegenwart und Leben,
Nichts Todtes der Vergangenheit,
Längst sind die Schulen aufgegeben,
Doch bleibe Lehrerin die Zeit.

Sie bildet sicher und verständig
An ihren Schülern Herz und Geist,
Indem sie ihnen tausendhändig
Gewohnte Fesseln nun entreißt.

Nichts Altes mehr! der junge scharfe,
Lebend'ge Geist erquickt uns nur,
Und eines ächten Dichters Harfe,
Sie töne Wahrheit und Natur.

Und was er singt, das muß er fühlen,
Schmerz oder Lust, Glut oder Eis;
Dann wird ein Kranz die Stirne kühlen
Nach Lebenskämpfen schwer und heiß!

Verständniß.

1838.

Ein Lied am andern Strand gesungen
Hat traurig sich zu mir geschwungen,
Von Abendschatten tief verhüllt
Bleibt ferne mir des Sängers Bild.

Sang er von Lieben und von Leiden,
Sang er von Scheiden und von Meiden?
Die Wellen braus'ten drunter hin,
Die Wolken zogen drüber hin. — —

O süßer Klang vom fremden Munde,
Du trafst mein Herz im tiefsten Grunde,
So ganz versteht es deinen Gram,
Daß alter Schmerz mich überkam.

Und naht' der Fremdling als Begleiter
Er fände reiche Thränensaat,
Doch er und ich, wir ziehen weiter,
Ein jedes seinen dunklen Pfad.

Leben — Liebe.

1842.

O Menschenleben! einer Wolke Zug
Und eines Sommervogels kurzer Flug,

Ein Harfenklang, ein traurig schönes Lied,
Das allzuschnell in dunkle Nacht entflieh't!

O Menschenliebe! zu der Wolke Zug
Ein Morgenstrahl, der West zum Vogelflug —

Der süße kurze Nachhall zu dem Lied,
Das allzuschnell in dunkle Nacht entflieht!

Aufschub.

1844.

Schreib' ich weiter? noch ist nicht getrocknet
Glänzend schwarze Tinte meiner Feder,
Doch vergebens heute ringt die Seele
Nach Gedanken, klar und lichtgeboren,

Und ich finde nicht das Wort zum Worte,
Das ihn edel mir gestalten helfe.
Les' ich lieber — — meine Blicke schweifen
Träumerisch hinweg von diesen Blättern
Auf ein Buch, das vor mir aufgeschlagen
Drunten liegt, mit tausend Blumenlettern. — —
O Natur! du schönstes Buch der Bücher,
Buch der Liebe, wie der höchsten Weisheit,
Laß mich wieder lesen deine Psalmen,
Deine hohen Lieder, deine Sprüche,
Und in Frühlingsandacht tief versunken
Wird den Dichtergeist dein Licht verklären,
Und melodisch ihm als Lied entströmen.

Abschied von der Jugend.

1839.

Herab du Rosenkranz von meiner Stirn,
Der schon gefurchten mit des Ernstes Schatten,
Du gleichst dem Wiederstrahl auf stolzem Firn,
Nachdem ihn Glanz und Glut umleuchtet hatten.

O süße Jugend! mußt du denn entflieh'n
Und schon auf immer dieses Antlitz meiden?
In meinem Herzen fühl' ich noch dich glüh'n
Und soll betrauren schon dein ew'ges Scheiden!

Zu fesseln wähnt' ich dich mit Geistesmacht
Und mit der Kunst erhabenen Gewalten,
Umsonst — schon endet deine kurze Pracht
Und selbst dies warme Herz muß einst erkalten.

Dies Auge soll verglüh'n, noch eh' der Tod
Es ganz umhüllt mit seinem finstern Grauen,
Verwelken soll der Wangen frisches Roth,
Doch — nicht der Blume gleich auf jenen Auen.

Sie wird zu Staub geküßt vom Sonnenlicht,
Haucht ihre Düfte hin an einem Herzen,
Kurz ist ihr Blühen, lang ihr Welken nicht,
Sie stirbt nicht zweimal in der Welt voll Schmerzen.

Selbst jener alte halbzerfall'ne Thurm,
Schmückt ja sein morsches Haupt mit Epheukränzen,
Und doch zertrümmert ihn vielleicht ein Sturm
Eh' wieder hell die Sterne niederglänzen.

O! warum denn der menschlichen Gestalt,
Dem Ebenbild der Gottheit, solch' ein Ende,
Und solch' ein trauriges Zerfallen, bald
Nach ihres Daseins kurzer Sonnenwende?

Schwer wird zuletzt das Haupt, und weiß das Haar,
Verbleicht der Mund, verwelkt die Rosenwangen,
Die Stimme klanglos, die melodisch war,
Das bange Herz von Trübsinn oft befangen.

Dann wird der Leib gesenkt in Grabesnacht,
Für tausend Würmer grauenhafte Speise,
Bis man aus seinem Grab ein and'res macht,
Dann glänzt im Mondenschein des Schädels Weiße — —

Und Knochensammler strecken aus die Hand
Nach morschen Resten — haltet ein, Barbaren!
Dieſ' war das schönste Weib im weiten Land,
Ich habe sie gekannt in Jugendjahren. — —

Tag der Verheißung! ja du gehest auf,
In ew'ger Glorie wirst du einst erscheinen,
Wie schrecklich wäre sonst ein Lebenslauf,
Der schmerzvoll endet, und beginnt mit Weinen!

Ja! eine Jugend gibt's, die nicht vergeht,
Und eine Schönheit, die nicht kann verblühen,
Und eine Wahrheit gibt es, die besteht,
Und eine Liebe, die nicht wird verglühen.

Ja! dies geheime Weh, dem keines gleicht,
Tief in der stillen Menschenbrust verborgen,
Dies Sehnen, das uns selbst im Glück beschleicht,
Sie zeigen hin, nach einem schönern Morgen.

Sie sagen laut: Für diesen edlen Geist
Und seine Blüthen, gibt es kein Vergehen —
O Erdenblumen, die der Tod zerreißt,
So mögt ihr welken und als Staub verwehen!

Mit einer Bibel.

1836.

O glaub' den guten Glauben
Der alten frommen Zeit,
Mög' ihn kein Spott dir rauben
Und auch kein Erdenleid.

O lieb' mit treuem Herzen,
Die Liebe, stark und rein, —
Die irdische der Schmerzen
Wird einst vergessen sein.

O hoff' in sel'gem Hoffen,
Das Grab und Tod nicht raubt:
Dem steht der Himmel offen,
Der liebet, hofft und glaubt.

Sonnenwende!

1839.

O Nachtigall!
Geweckt hat mich dein Klagen;
Was willst du noch dem Wiederhall
In mitternächt'ger Stunde sagen?

Die Menschen sind
All' in den Schlaf gesunken,
Leis' durch die Blumen streift der Wind —
Bist du vielleicht vom Dufte trunken?

Stört dich der Bach
Mit seinem leisen Rauschen?
Will deinem süßen Ach
Nicht mehr das Ohr der Liebe lauschen?

O schweige nicht — — —
Du klagst vielleicht mir heute,
Daß auf dein Nest im Abendlicht
Der Lenz schon seine letzten Rosen streute!

Terzinen.

1845.

Heut' saß ich unter einem Blüthenbaume
Und dachte still an die vergang'nen Tage,
Und schaut' empor zum blauen Himmelsraume.

Ach! meinem Mund entwand sich eine Klage,
Ein Seufzer rang sich los aus meinem Herzen,
Und ich erhob das Haupt mit trüber Frage:

„Warum mit deinen tausend heit'ren Scherzen,
Mit deiner Wonne bist du schon vergangen
O Jugend! und mit deinen kleinen Schmerzen?

Zumeist nach ihnen trag' ich ein Verlangen,
Denn ach! sie sind die Dornen an den Rosen,
Die maienfrisch ein blühend Haupt umfangen.

Sind diese nicht bei wilder Stürme Tosen,
Auch nicht bei ew'gem Gram mir abgeblühet,
Sie welkten dennoch bei der Weste Rosen.

Sie starben langsam hin — dem Aug' entsprühet
Kein Strahl wie jener mehr am Wolkensaume,
Der von verborg'ner Sonnenglut erglühet. —

Lang' saß ich traurend unterm Blüthenbaume.

Arme Todten!

1836.

Sanft hernieder durch die Abendschatten
Bricht ein Wiederstrahl von Glut und Glanz,
Streift noch einmal diese Blumenmatten
Und erlöscht am dunklen Wälderkranz.

Tief im Osten leuchtet Mondenhelle
Durch den lichtgesäumten Wolkenrand,
Und ein gold'ner Strahl von Well' zu Welle
Zittert bis hinüber an den Strand.

Leise, leise rauscht es in den Tiefen,
Flüstert es umher von Baum zu Baum,
Nachtigallenstimmen, die noch schliefen,
Wachen auf und flöten halb im Traum.

Leise, leise sinkt die Thräne nieder
Und im Herzen wachet Wehmuth auf,
Denn da drüben unter duft'gem Flieder
Ragt vom Kirchhof Stein um Stein hinauf.

Ach! die Welt ist schön im Frühlingskleide,
Schön im Leichentuch des Winters noch,
Und ich liebe sie mit ihrem Leide,
Ihren tausend herben Schmerzen doch!

Arme Todten, die da drüben ruhen.
In der schauerlichen Grabesnacht,
Eingesargt in enge dunkle Truhen,
Ungeweckt von Sonn' und Mondenpracht. —

Arme Todten! habt ihr einst erschlossen
Edler Liebe die zerstäubte Brust,
Habt in vollen Zügen ihr genossen
Dieser Erde Blüthenglanz und Lust?

Oder mischt vielleicht in nächt'gen Stunden
Geisterklage sich der Maienluft:
„Wehe — — nicht gesucht und nicht gefunden
Sanken wir als Thoren in die Gruft! — —“

Frühlingshoffen.

1846.

Da ruh' ich nun an grüner Erde,
Umblaut, umglänzt vom Frühlingshimmel,
Und schau' mit lächelnder Geberde
Auf dieses fröhliche Gewimmel;
Wo hat sich Alles nur verborgen
In schneebedeckter Erdenrinde,
Was heut' an diesem Sonnenmorgen
Am Boden kreucht und fleucht im Winde?

Ist es so traurig denn zu halten
Solch' kurzen Schlaf im Erdenschooße,
Dem tausend Leben sich entfalten
Vom Hauch des Seins bis zu der Rose?
Im Krokus seh' ich Bienen saugen,
Hier gold'ne Käfer, Purpurspinnen,
Eidechsen, die mit klugen Augen
Mich selbst beschau'n und mein Beginnen.

Ein bunter Schmetterling umgaukelt
Mein Haupt, und drunten dann das Veilchen,
Und auf der Mandelblüthe schaukelt
Der leichte Vogel sich ein Weilchen —
Dann fliegt er weiter, fröhlich singend,
So wie's im Lenze Dichter pflegen,
Mit Lied und Lust zusammenklingend
In diese Harmonie voll Segen.

Zieh' hin! und wenn du ausgesungen,
So tönen andre Frühlingslieder,
Wenn eines Dichters Lied verklungen,
So singen andre Sänger wieder.
Zieh' hin auch du, mein süßes Leben,
Zum Winterschlaf von kurzer Dauer,
Und denk' an dieses Frühlingsweben,
Beschleicht dich Zweifel oder Trauer!

Wer kann Dir rauben diesen Blick!

1844.

Wer kann dir rauben diesen Blick
Zum Himmel, der dein bestes Glück,
Wo tausend Sterne licht und klar
Verkünden, was einst ist, und war?
Wer kann dir rauben diese Lust,
Zu ruhen an der Erde Brust?
O schmücke dich in Lenzesglanz
Von ihrem Schmuck mit frischem Kranz;
Weißt du ja doch: wenn du einst Staub,
Dann schmückst du sie mit Blüth' und Laub!

Versuch's.

1844.

Zieh ab, o wack'rer Kellermeister,
Zwei, dreimal deinen jungen Wein,
Das bändigt seine wilden Geister,
Das klärt sein edles Gold allein.

So, Dichter! zwei und dreimal wieder
Schreib sorglich ab den kleinsten Sang,
Es wird der freie Geist der Lieder
Am freisten durch des Wohllauts Klang.

Was ist der Tod?

1844.

Was ist der Tod? frag' Seele drum das Leben.
Was ist das Leben? frage drum den Tod.
Sie werden so gewiß dir treue Antwort geben,
Als aus der Nacht entstrahlt das Morgenroth.

Wintertrauer.

1844.

O Erde, schneebedeckt und winterkalt,
Wie scheinst du mir so lebensmüd' und alt!

Ich wein' um dich! und meine Thräne heiß
Erstarrt auf deinem bleichen Grund zu Eis.

Ich wein' um mich! bald kommt mein Winter auch,
Dann gleich' ich dir umweh't vom Todeshauch;

Dann gräbt man mir ein Grab in deinem Schooß
Auf kurze Zeit bedeckt mit grünem Moos,

Auf kurze Zeit bedeckt mit weißem Schnee
Ruht drin vergessen all' mein Glück und Weh!

An's Meer, an's Meer!

1843.

An's Meer, an's Meer! laßt ziehen mich an's Meer,
Nach seinem Rauschen sehn' ich mich so sehr!
Ich möchte wieder ruh'n an seinem Strand
Und Muscheln suchen auf dem feuchten Sand.

Von leichtbegras'ten Dünen will ich seh'n
Ob Deutschlands Flaggen schon im Winde weh'n —
Will harren, bis im rothen Abendlicht
Zu meinen Füßen sich die Brandung bricht.

O! es durchzieht die Brust ein süßes Grau'n
So über's unbegränzte Meer zu schau'n —
Kühn und verzagt auf einem schwanken Boot
Zu scherzen auch mit Welle, Wind — und Tod.

Roll' deine Fluten stolzer Rhein heran,
Sie sind ein Tropfen nur im Ocean,
Wohl bist du schön und aller Sehnsucht werth,
Mit der zurück zu dir dein Dichter kehrt. —

Doch ich — da steh' ich hoch auf Rheinsteins Thurm
Und sehne mich nach einem Meeressturm,
Und sehne mich nach jener heil'gen Flut,
In der das ganze Welteneiland ruht!

Lieder aus Tirol.

1840.

---

1. Abschied von München.

Nun ist mein Mund zu preisen, mein Aug' zu schauen satt,
Drum sag' ich Lebewohl dir, du stolze Königsstadt;
Du Ruhmestempel, Zeugin, was deutsche Kunst erschafft,
Was deutscher Geist vollendet in seiner tiefen Kraft.

Und wieder geh' ich heute von deiner Herrlichkeit,
Wie einst vor manchen Jahren in holder Blüthenzeit —
Leb' wohl! Doch diese Thräne gilt der Erinn'rung nur,
Und zum Gesang begeistert allein mich noch Natur,

Die wunderreiche Größe, wo ewig Wahrheit ist,
Die selbst vergess'ne Gräber zu schmücken nicht vergißt,
Die Frieden hat und Freiheit für jedes Menschenherz,
Und Blumen für die Freude, und Balsam für den Schmerz.

Leb' wohl denn schönes München! schon deckt dich Nebelflor,
Die Morgenglocken zittern verhallend an mein Ohr —
Mein Morgen ist verschwunden, der Abend nah't sich bald:
Herz! du sollst jung noch bleiben, wird auch das Antlitz alt.

Drum will ich wieder schmücken mein Haupt mit einem Kranz
Von frischen Alpenrosen, wie einst im Jugendglanz;
Drum will ich wieder schauen von freien Felsenhöh'n
Und laut hinunter jubeln: O Welt, wie bist du schön!

Schon schwindet in der Ferne der Isar grüne Flut,
Und vor mir ragen Berge verklärt von Purpurglut,
O! eine stolze Kette phantastisch ausgespannt
Und schön und wild gezogen durch das Tirolerland.

Ihr Rosse weiter, weiter — wie bin ich sehnsuchtskrank,
Nur helfen kann mir dorten vom Alpenquell der Trank;
O weiter, immer weiter — mein Aug' ist staubeswund,
Vom Frühlingsgrün der Matten wird es allein gesund.

Ha! endlich blüh'nde Wiesen und dunkler Tannenforst,
Und Geierpaare kreisend um ihren Felsenhorst —
Schon schmückt der Wagenlenker den Hut mit frischem Strauß,
Und durch die Bäume schimmert ein spruchbemaltes Haus.

Nun glänzt es durch die Zweige wie Flut im Sonnenschein,
Des grünen See's Gestade lädt mild zum ruhen ein —
O München deine Schönheit sinkt weit in Nacht zurück,
Denn auf den ew'gen Alpen ruht froh und frei der Blick!

2. Der Gemsenjäger.

Zur Ruh' gelehnt an einen Stein
Umblüh'n mich Alpenrosen purpurroth,
Ich denk' an ferne Lieben an dem Rhein
Und athme Duft der Frühlingskräuter ein.
Hoch schwingt ein Aar
Sein stolzes Flügelpaar,
Ein Schuß — zu meinen Füßen liegt er todt.

Da tritt ein schlanker Schütz' zu mir,
Drei Spielhahnfedern auf dem schwarzen Hut:
„O Dame noch so spät, was suchst du hier
In diesem einsam wilden Bergrevier,
Wo willst du hin,
Siehst du die Ferner glüh'n,
Siehst du wie schon im Thal die Dämm'rung ruht?"

„„Mein braver Jäger sorge nicht,
Ich zieh' nicht weiter, bleib' auf dieser Höh',
Dort aus der kleinen Alpenhütte bricht
Mir gastlich winkend schon ein helles Licht.
Doch Schütze du,
Hast noch nicht Abendruh'?
Kehr' heim zu Weib und Kind, nicht weiter geh' —""

„Zu Weib und Kind —“ er blickt hinab
Mit finst'rer Stirn in's hüttenreiche Thal —
„Dort bei der Kirche liegt mein Lieb im Grab,
Der Stutzen hier ist Alles, was ich hab',
Fort geht mein Pfad
Auf steilen Felsengrat
Zur Gemsenjagd bei Sonn' und Mondenschein. —“

„Behüt' dich Gott —“ am Felsenrand
Verhallt sein Tritt, er glimmt zur Höh' hinauf,
Dem Aar, der Tod von seiner Kugel fand,
Raubt eine Flügelfeder meine Hand.
O schreibe gut,
Ich tauche dich in Glut
Und schaue trauernd zu den Sternen auf!

3. Auf dem Königsee.

O Frühlingsluft, o Tannenschatten,
O Quellenrauschen von der Höh',
O Wiederstrahl der Alpenmatten
Im tiefen, dunkelgrünen See!

Und droben in die Wolken ragend
Des Wazmanns stolzes Riesenhaupt,
Ein Diadem von Silber tragend,
Wie kein's noch Räuberhand geraubt.

Sohn des Gebirgs, du brauner Knabe,
Wie glänzt dein Aug' in Jugendlust,
O bitte mich um eine Gabe,
Nackt ist dein Fuß und deine Brust. — —

Komm! rud're mich und laß uns fahren
Zum Jägerhaus am grünen Port,
Erzähle mir, und noch nach Jahren
Soll mich erfreu'n dein schlichtes Wort.

Erzähle mir von wilden Stürmen,
Wenn diese Fluten — nun so mild —
Sich an den Felsenwänden thürmen,
Verhüllend jenes Heil'genbild.

Jetzt zittern Wolkenbilder dunkel
Und rings nur Felsgestalten drein,
Zuweilen eines Strahls Gefunkel
Von wetterheißem Sonnenschein.

Dann sag' mir auch — ich will's verschweigen,
Ob du ein Lieb' im Herzen hast —
Und drüben unter jenen Zweigen
Du schlanker Schiffer, sei mein Gast.

4. Unter-Innthal.

Über wilde Höh'n gezogen
Grüß' ich gern das off'ne Thal,
Drunten rauschen Stromeswogen,
Burgen steh'n im Abendstrahl!
Nur von ferne tönen Lieder,
Nur von ferne lugen nieder
Kleine Triften, still und grün,
Wo die Alpenrosen blüh'n.

Über grauen Felsenzinken,
Über Klippen, starr und todt,
Welch ein feurig helles Blinken,
Welch ein glühend Rosenroth!
Gute Nacht! ihr ewig alten,
Wunderbaren Eisgestalten,
Gute Nacht! — ihr schwindet schnell,
Strahlt mir Morgen wieder hell.

Schöner Inn! wie herrlich fliehen
Deine Wasser fort und fort;
Aber keine Segel ziehen
Träumerisch von Port zu Port.
Keine jener kleinen, lieben
Schifflein seh' ich windgetrieben,
Welschlands Lüfte, Mondenschein,
Alpen, aber doch — kein Rhein!

5. Auf der Alm.

(Gaisberg bei Salzburg.)

Auf der Alm in grünen Matten
Glänzt noch gold'ner Sonnenschein,
Und der Berge Riesenschatten
Hüllet rings die Tiefen ein.

Auf der Alm in Blüthenbäumen,
Rauh gezimmert, eng und still
Liegt die Hütte, wo ich träumen,
Wo ich Nächtens ruhen will.

Wolken zieh'n zu meinen Füßen
Wo die Alpenrosen blüh'n,
Weite Thäler darf ich grüßen,
Ferne Ströme seh' ich flieh'n.

Seid vergessen Kampf der Erde,
Haß und Täuschung, Stolz und Schmerz,
Hier an diesem stillen Herde
Füllet Frieden nur das Herz.

Wenn vergänglich alles Schöne,
Liebe selbst als Traum zerrinnt,
Hier sind Bilder, hier sind Töne,
Die auf Erden ewig sind.

Donnern nicht vom Felsen mächtig
Jene Fluten in das Thal,
Glüh'n die Ferner, stolz und prächtig,
Nicht bei jedem Morgenstrahl.

Tannen! schüttelt eure Wipfel,
Himmel sei mein Dom, mein Zelt,
Hier auf diesem Alpengipfel
Denk ich lächelnd an die Welt!

6. Wanderlust.

(Gastein.)

Auf hohen Bergen sich ergeh'n
Bis in den Abendstrahl,
Und drunten blüh'n und glänzen seh'n
Das stromdurchbraus'te Thal.

Zu ruhen hier am Schattenort
Wie es uns eben freut,
Zu zählen da und wieder dort
Die Hütten weit zerstreut;

Zu sehen wie der blaue Rauch
Lang um die Tannen schwebt,
Und dann ein frischer Abendhauch
Ihn wirbelnd aufwärts hebt;

Mit kleiner Gabe zu erfreu'n
Des Hirten Einsamkeit,
Vielleicht sein Hutband auch erneu'n
Vom Band am eignen Kleid.

Zu tafeln ein willkomm'ner Gast
Im lichten Erdbeerschlag,
Am Felsenquell in süßer Rast
Zu halten Trinkgelag;

Zu lauschen auf den Glockenklang,
Der aus der Tiefe dringt,
Nicht wissend: ob ein Grabgesang,
Ob Festgeläut' erklingt;

Und dann zu singen „gute Nacht!“
Aus friedenreicher Brust, —
Das ist, ich hab' es oft bedacht,
Die schönste Wanderlust.

7. Zell im Zillerthal.

Zell! — eine Zelle möcht' ich mir erbau'n
An dieser heimlich stillen Bergeshalde,
Ich wär' umrauscht vom grünen Lärchenwalde,
Ich könnte dort das Dorf, die Ferner schau'n.

Ich sähe hier den wilden Zillerbach,
Das Kind der Alpen, schnell vorüberrauschen,
Einfacher Menschen Thun könnt' ich belauschen,
Und dächte gern vergang'nen Zeiten nach.

O Zillerthal! so still und friedensmild,
Was liegt noch zwischen dir und meiner Bahre?
Ich werde langsam geh'n durch dunkle Jahre —
Ein lichter Strahl darin sei mir dein Bild!

8. Schloß Ambras.

O Ambras! würd'ger Ort für Fürst und Dichter,
Wer mag noch gern durch deine Hallen irren?
Da tönet Wachenruf und Säbelklirren,
Da blicken finster bärtige Gesichter,
Kroatenfluch entweiht die hohen Räume,
Wo einst zwei Herzen träumten sel'ge Träume.

O du! geheiligt einst durch edles Lieben,
Vergebens schaust du stolz in weite Ferne,
Es ist dein Loos zu enden als Kaserne,
Denn dort ist dir kein Herz geneigt geblieben —
Dort, wo man sah so manche Sterne glänzen
Und manch belorbeert Haupt mit Rosen kränzen!

Nun Ambras! wenn denn alle dich vergessen,
So sucht dich trauernd auf die treue Muse,
Sie naht sich dir mit einem Liebesgruße,
Gewohnt den Ruhm vergang'ner Zeit zu messen —
Thu' deine Hallen auf mit Helm und Schildern
Und zeig' was du noch hast von hehren Bildern.

O Schattenburg! wehmüthig leise stöhnen
Aus Philippinen's Orgel Klagelaute,
Mehr als zweihundertjähr'ge Nacht umgraute
Dies Instrument der heißgeliebten Schönen,
Und noch Accorde! Doch noch Melodien,
Die wie ein Geistergruß vorüberziehen.

„Wo aber ist ihr Abbild treu zu schauen,
Ihr Angesicht, der schönen Seele Spiegel —?“
„ „Nicht mehr in Ambras — wo des Todes Siegel
Die Marmorstirn bedeckt mit seinem Grauen,
Im Dom zu Insbruck mußt du zu ihm wallen,
Hier streift nur noch ihr Schatten durch die Hallen!“ “

9. Abschied von Tyrol.

Tyrol! Tyrol! so muß ich scheiden wieder,
So wäre dieser schöne Weg vollbracht,
Die Wasser rauschen in den Abgrund nieder,
Uralte Tannen decken ihn mit Nacht;
Und drunten liegt die Gränze, drunten ragen
Die Steine schon, so deinen Adler tragen.

O Alpenluft! laß dich noch einmal schlürfen,
Du Göttertrank, so duftig und so klar,
Ich habe mich in dir berauschen dürfen,
Ich träumte wieder schön und wunderbar;
Mein müder Geist ist wieder stark geworden,
Und kehrt ein and'rer zu des Rheines Borden!

Hab' Dank, hab' Dank! ich will nicht traurig enden,
Was ich so freudig und so schön begann,
Zu deinen Bergen will ich einst mich wenden,
Wenn ich da drunten nimmer wohnen kann;
Drum sag' ich dir kein ew'ges Lebewohl,
Du Land der Treue, herrliches Tyrol!

Hohes Sehnen.

1838.

In der Menschenbrust verborgen
Ist ein Sehnen, das nicht schweigt,
Das nach einem schönern Morgen
Wie der Aar zur Sonne steigt.

Ew'ge Liebe nennt's die Jugend,
Eh' ihr Frühlingstraum zerrann,
Wahrheit nennt's des Weisen Tugend,
Aber Freiheit nennt's der Mann!

Hohes Sehnen! unverstanden,
Ziehst du hin durch Glück und Schmerz,
Doch aus dieser Erde Banden
Machst du selig frei das Herz.

Wandelst gleich dem Morgensterne,
Der des Aufgangs Licht verheißt,
Suchst in unbegrenzter Ferne
Eine Heimat für den Geist!

Das Leben flieht!

1850.

Das Leben flieht!
Bedenke dich nicht lange
Wenn eine Blume dir entgegen blüht,
In wenig Tagen welkt sie lange!

Das Leben flieht!
Verzage nicht zu bange
Wenn über dir ein finst'res Wetter zieht,
Du hemmst es nicht in seinem Gange!

Das Leben flieht!
Folg' deines Herzens Drange
Wenn dir ein edles Herz entgegen glüht.
O! lausch zu Zwei'n dem Nachtigallensange.

Das Leben flieht!
Beim Abendglockenklange
Ist schon vielleicht dein heißes Herz verglüht,
Erstarrt dein Aug' und todtesbleich die Wange!

Die Wanderer.

1844.

„Wie stumm die Fluten wieder fliehn,
Die rauschend unser Kahn durchflogen —"
„„Spurlos auf diesen Wellen hin
Sind viele schon vorbeigezogen!""

„Schon ist verweht im leichten Sand
Der Schritt, den wir gewandelt haben —"
„„Des Windes Flügel streift das Land,
Und hat schon mehr als ihn begraben!""

„Nur immer fort — die Nacht bricht an,
Schon geht der kurze Tag zur Neige —"
„„Woher der Weg, wohin die Bahn,
Die unser Geh'n und Kommen zeige?""

Das Kind.

1846.

Ich schau' dich an wehmüthig,
Du blondgelocktes Kind,
Und fühl es tief, wie selig
Wohl deine Eltern sind.

Was ist das Gold der Reichen,
Was auf der Stirn ein Kranz,
Kind! gegen deine Locken
Und deiner Augen Glanz?

Und was sind alle Stimmen,
Vereint zu Ruhm und Preis,
Gegen dein süßes Lallen
Und — meine Thräne heiß.

O Kind! mir sagt dein Lallen:
Hast Lieb' und Lenz versäumt,
Und hast dein Leben einsam
In Liedern hingeträumt!

Lieb' ist ein Traum!

1843.

Lieb' ist ein Traum! was willst du thöricht Herz?
Schmückt nicht das Leben sich mit andern Kränzen?
Warum ersehnst du ewig diesen Schmerz,
Dies tiefe Weh in deinen Jugendlenzen?
Begehre Glanz und Macht, schau' himmelwärts —
Laß deine Thaten bei den Besten glänzen —
Beherrsche Zeit und Welt mit kühnem Geist,
Und sieh', ob Ruhm den Lorbeer dir verheißt.

Nur Lieb' begehre nicht! sie ist ein Traum,
Drum stille dieses nieerfüllte Sehnen,
Wer greift den Strahl an jener Wolke Saum,
Wer mag der Blumen Duft zu fassen wähnen?
Wer fesselt Lieb' auf diesem Erdenraum
Trotz aller Kraft und aller heißen Thränen,
Wem ist sie nicht entfloh'n, der sie erreicht
Im Sturm, am Grab, und trüber noch vielleicht?

Lieb' ist ein Traum! und dennoch, dennoch glüht
Das Menschenherz sich ewig hinzugeben,
In welche Höhen es auch stolz entflieht,
Nur in der Liebe blüht sein schönstes Leben;
Und wenn sie dann ihm auch vorüberzieht,
Wenn welke Rosen an der Stirne beben,
Dann ist's ein Trost und eine Klage kaum,
Zu denken: „Lieb', du bist der schönste Traum."

Lebst Erde Du?

1833.

Lebst Erde du, und ist dein Schlafen nicht
Der Winter mit dem bleichen Angesicht?
Und ist dein Wachen süße Frühlingszeit,
Die Zeit der sommerlichen Wonne nicht?
O Riesenleib! all' jener Ströme Flut,
Durchbraust sie dich in tausend Adern nicht?
Und steigt aus Bergeskratern Glut auf Glut
Empor aus deinem tiefsten Herzen nicht?
O Erde! wenn du lebst, so stirbst du auch,
Und greis erscheint mir längst dein Angesicht!

Ewige Jugend.

1845.

O Poesie! du kannst mit Schönheit schmücken
Auch ein verblüh'ndes Menschenangesicht,
Gefiel es dir, den Weihekuß zu drücken
Auf seinen Mund, daß er in Liedern spricht!

Du glättest seiner Stirne düstre Falten,
Der Ernst des Lebens läßt sie wohl zurück —
Kannst im gedankentiefen Aug' erhalten
Den heil'gen Wiederstrahl von inn'rem Glück.

Und mehr noch kannst du, hohe göttergleiche —
Wen grämte lang' die Blume, die verblüht?
Du läßt ja Frühling sein in deinem Reiche
Und in dem Herzen, das für dich erglüht!

Mehr — mehr! — denn deine Hohenpriester wallen
Gleich Königen, gleich Herrschern durch die Zeit,
Du kröntest sie in deinen Tempelhallen
Mit ew'ger Jugend und Unsterblichkeit!

Maria Magdalena.

(Nach einem Gemälde. 1847.)

O du, wie warst du einst so rein und wahr,
Wie schön dein Antlitz und dein Aug' wie klar!
Nun glüht aus deinem Blick ein wundes Herz,
Und um die bleichen Lippen zuckt der Schmerz.

Warum nicht wardst du jung des Grabes Raub?
Längst blühten Lilien nun aus deinem Staub,
Wärst damals du gestorben — reiner nicht
Trat dann ein Weib vor Gottes Angesicht.

Ja! damals hätte noch ein weißer Kranz
Die Marmorstirn geschmückt mit stolzem Glanz,
Und deine Lippen, rein und rosenroth,
Mit keuschem Kuß hätt' sie berührt der Tod.

Nun starrst du auf den Schädel träumerisch —
Denkst du vielleicht an deines Buhlen Tisch,
Wo du bekränzt, umstrahlt von Kerzenglut,
Aus einem Schädel trankst der Rebe Blut? — —

Nun drückst du wild das Kreuz an deine Brust — —
Träumst du noch immer von der Erde Lust?
Zählst du die Thränensaat auf deinem Kleid,
Und denkst dabei an Perlen und Geschmeid? — —

O weine, weine, daß du hast geliebt
Mit einer Liebe, die nur Gott vergibt,
Und birg', in Nacht und Einsamkeit gehüllt,
Auf ewig dein entweihtes Götterbild.

Doch einst, wenn du genug geklagt, gebüßt,
Wenn dich der Engel der Versöhnung grüßt,
Dann blick' auch du aus deiner Nacht empor,
Denn dir auch öffnet sich des Himmels Thor!

Bei'm Sturm.

1833.

O Sturm! wie lieb' ich deine Melodie,
Wie lieb' ich deine hehre Poesie!

Du lockst aus meiner Aeolsharfe süß,
Mit deinem wilden Athem Melodie.

Du schüttelst Rosenblätter noch zum Schmuck
Mir auf das Haupt — o welkten sie doch nie!

Du jagtest rasch die Wolken mir vom Mond,
Und strahlender sah ihn mein Auge nie.

Erhab'ner Sturm! wie spricht der Dichter gern
Auf sich'rem Grund von deiner Poesie!

O Lieb'! mir wohnst du überall.

1842.

O Lieb'! mir wohnst du überall,
Dein Geist hat meine Brust durchdrungen,
Als Harmonie im Weltenall
Sei mitgefühlt und mitgesungen.

Wohl reden Mann und Weib noch viel
Von deinem wundersamen Wesen,
Der Sänger singt's zum Saitenspiel,
Der Dichter läßt's im Liede lesen. —

Oft aber tönt es mir geschraubt,
Gleich einer Lüge zu den Ohren —
Wird nicht die Rose duftberaubt
Auf off'nem Markte von den Thoren?

Ich glaub': wer stumm den Blick erhebt,
Ist ihm sein hoher Stern erschienen,
Von Innen jauchzt, von Außen bebt,
Und ganz in Demuth wünscht zu dienen —

Der hat am tiefsten dich gefühlt,
Am treusten dich bewahrt im Innern,
Und oft sein thränend Aug' gekühlt
Mit stillem, seligem Erinnern.

O Lieb'! mir wohnst du überall,
Dein Geist hat meine Brust durchdrungen,
Als Harmonie im Weltenall
Sei, heilig, heilig, mitgesungen!

Durch Nacht zum Licht.

1843.

Bist du gequält von Krankheit und von Schmerzen,
Trägst du von Menschenhand ein Weh im Herzen,
Und beugt die bleiche Sorge dich hinab,
Sind dir gelähmt die freien Geistesschwingen,
Vermag dein Blick nicht durch die Nacht zu dringen,
Und grübest gern du selber dir ein Grab —

Dann sieh auf's Kreuz in deiner tiefen Trauer —
Laß dich erfassen ganz von heil'gem Schauer,
Sieh' auf des Heilands dornbekröntes Haupt.
Verstummen werden alle deine Klagen,
Denn sein erhab'nes Antlitz wird dir sagen:
Ich hab' gelitten, doch ich hab' geglaubt.

Verzage nicht! der Tod heilt alle Wunden,
Geh' gläubig hin durch dunkle Prüfungsstunden,
So gehst du siegend durch die Nacht zum Licht.
Nur wer gestritten und gekämpft auf Erden,
Dem wird die heil'ge Siegespalme werden,
Wenn einst sein thränenmüdes Auge bricht.

O flieht ihr Geister halbgesung'ner Lieder.

1844.

O flieht ihr Geister halbgesung'ner Lieder,
Die ihr um Leben und Vollendung fleht,
Senkt eure farbenreichen Schwingen nieder,
Wie Schmetterlinge, wenn der Tag vergeht.

Flieht Liedergeister! um mich her wird's stille,
Denn auf der Eb'ne bin ich angelangt;
Wohl glänzt es noch umher in reicher Fülle
Von Blüthen, die mein Herz nicht mehr verlangt.

Es mögen Andre sie zum Kranze schlingen,
Viel hab' ich ja — doch lässig — schon verstreut.
Doch allzustolz, um einen Ruhm zu ringen,
Wie ihn der tolle Markt des Tages beut.

Genug des Sangs! mag meiner voll verhallen,
Eh' ganz die Glut der Sonne von mir schied —
Nicht fehlt's am Rhein an süßen Nachtigallen,
Singt eine dorten auch ihr letztes Lied.

Platen.

1831.

Rings ist verströmt ein ganzes Meer
Von Liedern, die nichts taugen,
Doch deine schwimmen drauf einher
Wie Oel in tausend Augen,
Wie Rosenöl mit süßem Duft,
Gezeugt von glüh'nder Sonne —
Wie trink' ich diese Balsamluft
Mit tiefer Seelenwonne!

Klagelieder!

1832.

Klagt nicht um Deutschlands Loos so viel im Liede,
Sprecht euren Schmerz in Männerthaten aus!
Der wild'ste Sturm pfeift immer nur im Riede,
Doch Eichen schleudert er zum Wald hinaus!

Böse Zeiten!

1829.

Wenn geboren und gestorben, wie er vornehm einst gewesen,
Ist auf schwarzer Marmortafel, groß in gold'ner Schrift zu lesen.
Sechszehn Ahnen, ohne Makel, prangen stolz zu beiden Seiten,
Ihren Stammbaum führen Alle bis zu Kaiser Heinrich's Zeiten.
Ja! Dies ist der Mutter Wappen, zeigt als Helmschmuck Eselsohren,
Jenes aber mit Geweihen, ist des Vaters hochgeboren —
Edle, würdige Geschlechter! ach, wo seid ihr hingeschwunden?
Blut, wie eures einst gewesen, wird so rein nicht mehr gefunden,
Böse Zeiten sind vorüber, doch noch bös're werden kommen,
Wenn einst ganz die Demagogen von der Welt Besitz genommen!

Frühling.

1830.

Bist du wach geworden
Süße Nachtigall?
An des Rheines Borden,
Von den Auen all,
Aus der Geisblattlaube,
Unter'm Laub der Traube,
All und überall!
Durch die duft'gen Maienlüfte wieder
Trauern oder jubeln deine Lieder,
Liebesäng'rin, süße Nachtigall!

Du und ich — wir klagen
Wenn die Rose blüht;
Du und ich, wir tragen
In uns, Leid und Lied.
Doch unausgesungen
Schweigen unsre Zungen
Wenn der Lenz entflieht.
Ach! und hätten noch so viel zu sagen,
Noch so viel zu jubeln und zu klagen
Eh' der Lenz von uns auf ewig schied.

Die Welt erwacht aus langem Traum!

1839.

Wer klagt, auf ewig sei verschwunden
Die Poesie vom Erdenrund —?
O wird auf ewig nicht gefunden
Die Perle tief im Meeresgrund!

So lang' noch Silberströme brausen,
So lang' noch Wetterwolken glüh'n,
So lang' noch Stürme mächtig sausen,
So lang' noch Frühlingsrosen blüh'n —

So lang' es Herzen gibt hienieden
Zu leiden kühn, zu lieben treu,
So lang' erwacht in Kampf und Frieden,
Die hohe Kunst der Lieder neu.

Kühn heben wir auch das Gefieder,
Uns gönnen freie Geister Raum,
Denn and're Tage steigen nieder,
Die Welt erwacht aus langem Traum —

Sie glaubt an uns — sie hat begriffen,
Daß uns ein gleicher Gott beseelt,
Und daß den Aether kann durchschiffen
Wem es an Kraft und Muth nicht fehlt.

Frauenmilde.

1849.

Nichts häßlicher auf diesem Erdenrund,
Als wenn ein süßgeformter Frauenmund
Mit Wort um Wort, gleich einer scharfen Scheere,
Zerschneidet eines Nächsten Ruf und Ehre.

Laßt Solche nur, die scheußlich von Gesicht,
Ob Schmach und Thorheit sitzen zu Gericht,
Ein Weib, noch schön, noch frisch und jung an Jahren,
Soll in dem Busen Milde sich bewahren.

O wie viel Sturm und wie viel Lust und Pein
Kehrt in dem schwachen Menschenherzen ein!
So lang' ihr nicht besteht der Prüfung Flammen,
Soll euer Herz kein andres streng verdammen.

Ja, dann auch wird der reinste Menschengeist
Noch edler, wenn er schonend sich erweist,
Wenn er der sanften Christuslehre denket,
Und selbst der Schuld noch eine Thräne schenket.

Versteh' ich recht dich schon im Erdenstaube?

1846.

Herr! wenn mein Abend einst beginnt zu dunklen,
Laß mir dann Sterne durch die Wolken funklen,
Noch kann im Widerstrahl des Tags ich lesen:
Daß er einst schön, doch ach, nur kurz gewesen!

Wenn endlich tiefe Nacht zu mir gekommen,
Und mich zum Schlaf in ihren Schooß genommen:
Dann laß erwachen mich am neuen Morgen,
Gleich einem Saatkorn, das der Grund geborgen.

O Weltengeist! du hast den Trieb gegeben
Der kleinsten Pflanze, frei zum Licht zu streben.
Versteh' ich recht dich schon im Erdenstaube,
Wenn ich drum Geist von deinem Geist mich glaube?

Frühlingstrost.

1844.

Nun Herz, nicht länger sollst du trauern
Bei Winterfrost in düstern Mauern,
Nicht länger sehnsuchtsvoll verlangen,
Daß Blätter an den Bäumen hangen;
Horch! über Berg' und Thal und Wald,
Wie Alles klingt und widerhallt!

Laß auch in dir den Frühling blühen,
Laß neu der Freude Rosen glühen,
Vergiß des Lebens Noth und Plage,
Laß schweigen deine Todtenklage —
Dein Aug' sei wieder himmelsklar,
Nicht wein' es mehr um das, was war.

Sieh'! deine theuren Gräber glänzen
Schon wieder neu von grünen Kränzen,
Die du gepflanzt, die Blumen, dienen
Mit ihrem Honig fleiß'gen Bienen.
Herz! glaub' es freudig: aus der Nacht
Ist alles Todte längst erwacht!

Welt und Dichter.

1843.

Dem Krämer dient die Elle und das Gewicht,
O wieget einen Dichter auf Krämerwagen nicht!

O laßt ihn ungemessen und ungehemmt,
Ihr wißt ja nicht, wie Vieles den Busen ihm beklemmt.

Und fordert nicht, daß fügen er sich gesollt,
Wenn edles Dichterfeuer in seinem Auge rollt.

Zu euren Sälen drängt ihn, und zwängt ihn nicht —
Was soll ihm dieser Flitter, dies grelle Kerzenlicht,

Dies öde, schnöde Reden der Herrn und Frau'n;
Die alte, kalte Freude wie Trauer anzuschau'n?

Langweilig, dumm und höhnisch ist diese Welt,
Und hat doch tausend Klippen, woran der Muth zerschellt.

Und hat von Auserwählten so kleinen Kreis,
Der einen wahren Dichter ganz zu begreifen weiß.

Drum laßt ihn flieh'n und ziehen durch Wald und Flur,
Auf daß er lauschen möge den Stimmen der Natur!

Laßt ihn zu Berge steigen, einsam und wild,
Ihm folgt auf allen Pfaden ein göttergleiches Bild.

Und wißt: wenn eure Rosen längst sind verglüht,
Noch in dem Dichterherzen ein ganzer Frühling blüht!

Im Wald.

1846.

O Lust! im Wald allein zu gehen,
Wenn Morgenlüfte duftig wehen,
Wenn durch die hohen Bäume licht
Der Strahl des jungen Tages bricht;
Wenn aus der Brust, noch unbeklommen,
Noch unberührt von Lärm und Streit,
Die seligsten Gedanken kommen
An die vergang'ne Jugendzeit!

O Lust! im kühlen Waldesschatten
Zu ruhn auf quelldurchrauschten Matten,
Wenn nach der Sonne heißem Glüh'n
Am Himmel Abendwolken zieh'n. —
Da, nach des Tages lauter Hast,
Nach Irrthum, Kampf und manchen Schmerzen,
Fühlst du im müdgeklopften Herzen:
Ich bin auf Erden nur ein Gast!
Gewiß, auch mir ist einst beschieden
Solch' eines Abends tiefer Frieden!

Frühlingsfreude.

1843.

Der Schiffer hat Winters gedroschen,
Er war als Knecht verdingt,
Nun denkt er der Silbergroschen,
Die ihm das Dampfboot bringt.

Er theert auf's neue den Nachen
Im warmen Sonnenschein,
Und träumt mit stillem Lachen
Von alt und neuem Wein.

Die Kinder tummeln sich wieder
Am grünen Rheinesstrand,
Ein Rabe geht auf und nieder
Und sucht sich Muscheln im Sand.

Zwei Wäscherinnen beschauen
Den jungen Rasen mit Lust,
Und was sie sich anvertrauen,
Ich ahnt' es in tiefster Brust —!

Den Wäscherinnen zum Frommen,
Den Kindern, dem Muscheldieb,
Dem Schiffer bist du willkommen
O Frühling, dem Dichter so lieb.

Das Lied.

1838.

Wie soll das Lied
Des ächten Dichters sein?

Gleich einem Rosenblatt,
Das auf den Wellen schwimmt;
Gleich einem Sonnenstrahl,
Der purpurroth verglimmt.

Gleich einem duft'gen Hauch
Der freien Bergesluft;
Gleich süßem Widerhall
An wilder Felsenkluft;

Dem Sehnsuchtseufzer gleich,
Aus liebeswunder Brust,
Und einem Lächeln gleich
Der herzgebornen Lust — —

So soll das Lied
Des ächten Dichters sein!

Das Vaterland.

1841.

O Heldenzeit,
Voll Herrlichkeit,
Bist du denn ganz vorüber?
Flammt keine Glut
In deutschem Blut
Nach Ost und West hinüber,
Käm' dort ein Feind zum Streit?

Zerrißnes Land,
Mein Vaterland
Bedrängt und vielgestaltig —
Ach! lange schon
Trifft dich der Hohn
Von Allen, die gewaltig
Umschlingt der Freiheit Band.

O wenn einst hehr,
Von Land zu Meer
Die deutschen Banner wallten;
Das wär' ein Zug,
Ein Adlerflug!
Und wenn die Hörner schallten,
Im Kampfe nur ein Heer!

Einer Freundin.

(J. von Buchwald, geb. v. Buchwald. 1847.)

1.

Lieb' oder Haß? ich will nicht wieder klagen,
Ich seh' in's dunkle Aug' dir tief und lang,
Und deine Seele gibt auf meine Fragen
Mir Antwort, mit der Töne Himmelsklang.

Lieb' oder Haß? Dein Herz hat Sturm und Klippen,
Es ist ein Meer voll Nacht und Sonnenschein —
Doch lächelt auch der Spott von deinen Lippen,
Gib einen Kuß, ich wage mich hinein.

Ich hole kühn von seinem festen Grunde
Die edlen Perlen mir zum Unterpfand,
Und sie sind mein, bis zu der letzten Stunde,
Mein, bis zum Tod und bis zum Grabesrand.

2.

Weißt du was Lieb' ist! — — suchen, forschen
Nach einer Seele, gleichgestimmt,
Öl zu der Flamme, die im morschen
Gefäß von Erde bald verglimmt.

Doch einmal lieben, ewig, immer.
Nein — das ist Lüge oder Wahn!
Die erste Lieb' ist Rosenschimmer,
Bricht hell und schön der Morgen an;

Dann folgt der Tag mit seiner Wonne,
Die Welt, das Leben sind erwacht,
Doch letzte Lieb' ist Abendsonne,
Auf ihre Glut folgt nichts — als Nacht!

3.

Und du hast einst geliebt! mir sagt's dein Wesen,
Dein Meisterspiel in jeglichem Accord,
Im Spiegel deines Auges kann ich lesen,
Wie du wohl sprachst ein süßes Liebeswort.

Mein Blick war einst von andrer Glut gelichtet,
Mein Lieben war ein Traum der Poesie,
Und was du lebtest, hab' ich nur gedichtet,
Belächle mich — denn ich beklagt es nie!

Doch wohl dir! Du verstand'st dies reiche Blühen,
Dies Werben, mehr als ich, um Glück und Lust!
O es mag süß sein, einmal nur zu glühen,
Der Welt vergessend an geliebter Brust.

Sind dann nicht rings verloren und verschwunden
Die Menschen und das Leben und die Zeit?
Und hat die Seele nicht in kurzen Stunden
Gelebt für eine lange Ewigkeit?

Ja, das ist göttlich! mag die Flamme lodern,
So lange sie der Liebe Hauch entfacht,
Das Leben flieht, bald wird die Asche modern,
Und jedes Herz bedeckt einst gleiche Nacht!

Gute Fahrt.

(Im Herbst 1848.)

In Sturmeswogen braust das Meer der Zeit,
Und vor uns droht empört die wilde Brandung.
Germania! leckes Schiff voll inn'rem Streit,
Versuch' es, wie zu wagen sei die Landung;
Wirf deinen Ballast aus —! mit kühnem Griffe
Fährt dann dein Steurer durch die Felsenriffe!

Wirf deinen Ballast aus! er möge sinken
Tief in die Flut und in die alte Nacht;
Doch auch die Meut'rer laß die Salzflut trinken,
Sie halten bei den Pulvertonnen Wacht,
Sie steh'n bereit mit Fackeln in den Händen,
Um trotzig in den Abgrund dich zu senden!

Hinab mit ihnen, sonder Furcht und Zagen,
Und dann an's Land, dort glänzt der Freiheit Licht,
Dort werden stolz die alten Banner ragen,
Dein Steurer fährt dich gut, verzage nicht;
Schon tönt sein Wahlspruch freudig bis zum Strand:
„Ein Kaiser und ein deutsches Vaterland!“

Einsamkeit.

Allein zu sein!
Wie oft mit stillen Thränen
Hab' ich's erfleht von des Geschickes Gunst;
Begeistert schlug mein Herz der heil'gen Kunst,
Darum begehrt es nur in stolzem Sehnen:
Allein zu sein!

Ich bin allein!
Allein in Lust und Schmerzen,
Und was ich einst gebeten ist erfüllt. —
Ach! was ich liebte, hat das Grab umhüllt,
Und ewig tönt es im verwais'ten Herzen:
Ich bin allein!

Dichterleben.

1836.

Oft stand ich hoch auf Felsenklippen,
Und schaut' empor zum Himmelsdom,
Und Lieder quollen von den Lippen,
Mir unbewußt, ein voller Strom.

Ich schlang den Kranz mit duft'ger Blüthe,
Den Rebenkranz in's dunkle Haar,
Und fühlte, daß mein Herz erglühte
Vom Strahl des Gottes wunderbar.

Oft fuhr ich auch im Wettergrauen
Mit schwankem Schiff durch Wellenschaum,
Und schaute nach den altergrauen
Gebroch'nen Burgen wie im Traum;
Und ruhte gern auf freien Höhen,
Weit von der nied'ren Fläche Staub,
Nur von den Wolken angesehen,
Umflüstert nur vom Eichenlaub.

Am waldumgrünten Römermale
Harrt' oftmals ich dem Elfentanz,
Und streifte furchtlos durch die Thale,
Gleich einem Geist im Sternenglanz.
Ich ließ gelöst't die Locken wallen
Zum leichten Spiele mit dem Sturm,
Als Diadem hat mir gefallen
Der leuchtende Johanniswurm.

Vom Berge jagt' ich auf den Geier
Bei kaum erwachtem Morgenschein,
Da dienten Nebel mir zum Schleier,
Mein Mantel mußten Wolken sein.
Ich sang hinunter meine Lieder
Zum Rhein, der brausend vor mir lag,
Sie hallten aus der Dämm'rung wieder,
Und mich umglühte gold'ner Tag.

Doch ob die Menschenkinder hörten,
Was ich gesungen und gesagt,
Und ob nach mir die weltbethörten
In Ungunst oder Gunst gefragt: —
Es bracht' mir weder Lust noch Schmerzen,
Frei sang ich wie die Nachtigall,
Und hab' in wenig treuen Herzen
Gefunden schon den Widerhall.

Sehnsucht nach der Ferne.

Frei kann der Vogel über Berg und Thale,
Den Frühling suchend, durch die Nebel dringen:
Wann endlich darf auch ich zum ersten Male
Die armen Flügel fessellos entschwingen,
Um edle Freiheit ringen?
Und um das Glück, nicht an die Scholle mehr gebunden,
Von dieser dumpfen Ruhe zu gesunden?

Wie herrlich ist's auf rauhem Felsenpfade
Am wilden Alpenstrom vorbei zu ziehen,
Und dann zu ruh'n am schattigen Gestade,
Wo seine Wellen sanfter thalwärts fliehen,
Wo ferne Gletscher glühen,
Und wo der Alpenreigen und die Abendglocken
Zur süßen Heimkehr Hirt' und Heerde locken!

Wie herrlich ist's auf einem stolzen Schiffe
Durch grüne Meereswogen hinzufahren,
Sturm fürchtend und verborg'ne Felsenriffe,
Und doch mit Sehnsucht harrend auf Gefahren —,
Den Traum aus Jugendjahren
Noch einmal träumend, von den meerumfloß'nen Landen
Die wir, gleich Kolon — in Gedanken fanden.

Zu träumen — erst an Syriens ferner Küste
Ließ dann der Segler seinen Anker fallen.
Dort aber trüge mich das Schiff der Wüste,
Dort könnt' ich zu dem heil'gen Grabe wallen
Und betend niederfallen,
Demüthig in den Staub, von Millionen Herzen
Verehrt mit Blut, mit Thränen und mit Schmerzen.

Warum so schön du reichgeschmückte Erde,
Und ach! warum so kurz nur unser Leben?
Doch trösten wollt' ich mich am stillen Herde,
Wüßt' ich ob einst mir Freiheit wird gegeben,
Kühn durch die Welt zu streben,
Ob Kraft und Muth nicht schwinden in der Zukunft Tagen,
Wenn nicht so rasch mehr diese Pulse schlagen?

Trüb ist das Alter! eine bittre Schaale
Der süßen Frucht, die fröhlich einst entsprossen:
Sie liegt verdorrt im öden Freudensaale,
Den bald verlassen alle Festgenossen
Unmuthig und verdrossen. —
O könnten wir in Kraft und ew'ger Jugend scheiden
Von dieser Welt, so reich an Lust und Leiden!

Auf dem Meere.

(Genua 1828.)

Einst träumt' ich daheim am Rheinesstrand,
Mich wiege das Meer im leichten Kahn,
Weit floh ich auf der feuchten Bahn
Vom Nebelland.

Da rauschten melodisch um mein Ohr
Wie jetzt, die Wogen mit hehrem Klang:
Doch klopft mein Herz so kühn so bang
Wie nie zuvor!

In blauer Ferne den Apennin,
Und vor mir seh' ich Orangenhöhn,
Gereiht Palläste, stolz und schön,
Am Hafen hin.

Ins brandende Meer den Leuchtthurm dort
Seh' ich entragen schlank und kühn,
Hier Fischerbarken, die zum Port
Beladen ziehn.

Am Himmel den Mond, und Stern an Stern,
Doch kaum gesunken der Sonne Pracht —
Dort — dämmernd noch aus Purpurnacht
Ein Segel fern.

O Meer umzittert von letzter Glut,
Die Augen schließ' ich, die müden zu,
Wiege mich bald in sanfte Ruh,
Heilige Flut!

Gib einen Traum mir vom fernen Rhein,
Heimweh erweckend und Sehnsuchtschmerz: —
Ach, der Heimat begehrt mein Herz
Treulos zu sein!

Dichterweh.

O Poesie!
Du stolze Himmelsgabe,
Von Schmerz und Lust erzeugtes Götterkind,
Laß uns zusammen zieh'n so lang wir sind,
Wir wandeln einsam fremd und bis zum Grabe
Verstanden nie.

Kalt ist die Welt;
Sie gibt nicht was wir bitten,
Sie fühlt nicht, daß die Seele mit entwallt,
Wenn Lied um Lied melodisch klagend hallt
Aus einer Brust, die manches Weh gelitten —
Kalt ist die Welt!

Der stolzen Stirn
Nach trübem Erdenwallen,
Reicht sie vielleicht den schwererkämpften Kranz;
Dann aber ist verlöscht der Augen Glanz,
Dann ruht auf ewig bald in Grabeshallen
Die müde Stirn!

Letztes Lied.

Hätt' ich starke Adlerschwingen,
Zu der Sonne flög' ich hin,
Mit den Blitzen müßt' ich ringen,
Durch die Wolken müßt' ich zieh'n.
Aber ach, mich hält die Erde,
Und zum Himmel kann ich nicht,
Bang vom engbegrenzten Herde
Fleh ich auf: zerstöret nicht!

Hätt' ich Flügel, gleich den Tauben
Mit dem Ölzweig zög' ich aus,
Brächte Lieb' und frommen Glauben
Friedlich in der Zwietracht Haus;
Senkte mich auf Leichenhügel
Durch den Graus der wilden Schlacht,
Und auf meinem sanften Flügel
Trüg' ich Geister durch die Nacht.

Aber hätt' ich silberhelle
Stolze Schwingen wie der Schwan,
Segelnd bald auf blauer Welle,
Bald auf blauer Lüfte Bahn:
In die Ferne zög' ich schweigend
An ein Grab, schon grün umblüht,
Und mich sanft zur Erde neigend,
Säng ich dort mein letztes Lied.

Das rechte Wort.

Tief auf des Rheines Grunde
Da liegt ein goldner Hort,
Du findest ihn zur Stunde,
Weißt du das Zauberwort,
Das rechte Wort, zu halten
Mit einem einz'gen Klang
Die mächtigen Gewalten
Des Stroms in seinem Gang.

Im Thale liegt vergraben
Ein Schwerdt, das immer siegt,
Und wer es könnte haben,
Hätt' bald die Welt bekriegt.
Ein Wort nur muß erschallen,
Dann springt der Boden auf,
Und aus den Felsenhallen
Glänzt hell der Stahl herauf.

Und droben auf den Bergen
Da liegt in dunklem Schacht
Ein Schlüssel, der von Zwergen
Und Gnomen wird bewacht;
Er öffnet alle Pforten,
Und ist auf immer dein,
Weißt du von tausend Worten
Das rechte nur allein!

Wie hab' ich schon gesonnen
Vergebens manches Jahr,
Und Wort um Wort begonnen,
Bis es ein Liedlein war.
Doch immer noch verborgen
Sind Schlüssel, Schwerdt und Hort,
Und was ich sang mit Sorgen,
War nie das rechte Wort.

Hinaus!

1825.

Wenn dich Gram und Leiden drücken,
Wenn dein Herz, dein Auge weint,
Und in manchen Augenblicken
Schwer zu leben dir erscheint;

Dann hinaus — hinausgetragen
In die Lüfte frisch und frei
Deine Schmerzen, deine Klagen,
Und sie gehen still vorbei.

Deine Thränen mögen fallen
Auf der Erde weiches Grün,
Deine Seufzer mögen wallen
In den Duft der Blüthen hin;
Aber in dem Hauch des Windes
Kühlt sich Herz und Auge bald,
Und der Frieden eines Kindes
Hat dich sanft und schnell durchwallt.

In den Wäldern singen tausend
Süße Stimmen dir ein Lied,
Und das Bächlein mahnt dich brausend,
Wie die Zeit vorüber flieht;
Ja du fühlst, wie schön das Leben
Und wie groß der ew'ge Geist,
Der durch Gram und Herzensbeben
Dennoch dich zum Lichte weist.

Schmerz des Lebens.

1833.

Bist du ein Segen, stolze Dichtergabe?
Warum denn dieses ruhelose Sehnen,
Dies wilde Trauern, diese Lust der Thränen,
Dies Suchen und Nicht-Finden bis zum Grabe!

Und doch veracht' ich deine Lorbeerkrone
O Ruhm, die blutig manche Stirn zerrissen,
Bis ihr die Erde ward ein sanftes Kissen —
Gibst du für Schmerz Unsterblichkeit zum Lohne?

Unsterblichkeit für fünfzig — hundert Jahre,
Für tausend — mehr — dann endlich doch vergessen,
Zerstäubt, das beste Werk vom Wurm zerfressen,
Auf daß die Welt für ewig nichts bewahre!

Gib mir dafür ein einz'ges Herz von allen,
Laß mich es Freundschaft, Liebe, Treue lehren,
Dann will ich jeden Lorbeers gern entbehren,
Dann will ich ruhmlos einst von hinnen wallen.

Dann könnt' ich klarer einst vielleicht verstehen
Des Daseins Räthsel, die wir dunkel ahnen —
Doch ach! ich wandle einsam diese Bahnen,
Die tausend Thoren froh zum Ziele gehen!

Und gleich der Vorzeit frommen Siedlerinnen,
Möcht' ich drum wohnen in der starren Wildniß,
Dort wär' ein Schädel mir des Lebens Bildniß,
Dort säh's kein Spott, wenn meine Thränen rinnen.

Dort dürft' ich auf mich selbst die Geißel schwingen,
Ertödtend streng die letzten Hoffnungsgluten,
Hier muß ich doch im Kampf der Welt verbluten
Von tausend Pfeilen, die zum Herzen dringen.

Wer kann sie all', die giftgetränkten, zählen? —
Bald senden sie des Stolzes wilde Triebe,
Bald senden sie den Haß — bald selbst die Liebe,
Daß sie mit bitt'rem Weh und Schmerz uns quälen.

Ach! froh und freudig wuchs ich auf zum Leben:
Wie war ich reich an Glauben und Vertrauen,
Wie kühn bis in die Sterne fortzubauen,
Denn nach dem Höchsten wollt' ich muthig streben.

Was hab' ich nun erstrebt von allem Großen,
Von allem Schönen in der Schöpfung Reichen — —
Nichts —! meine Sterne werden bald verbleichen,
Bald werden welken meiner Jugend Rosen.

O wär' ich gleich der Nachtigall geboren!
Ich sang wie sie — mit tiefem Herzensbeben:
Doch wär', wie ihres, kurz und süß mein Leben,
Sie singt, sie liebt, sie stirbt in Nacht verloren.

In Schiller's Album.

1836.

Ich habe lang geprüft und lang gesonnen,
Was ich zum Werk vermöchte zu entsenden,
Das, aufgebaut von edlen Dichterhänden,
So viele Quellen faßt in einen Bronnen.

Doch was ich zu des Meisters Ruhm begonnen,
Es schien mir klein, ich wollt' es nicht vollenden,
Nicht Herz noch Auge konnt' ich von ihm wenden,
Bis eine Thräne leis' herab geronnen.

Drum schweig' ich gern, denn Schweigen ziemt den Frauen;
Wo ihn zu preisen beſſ're Lieder tönen,
Und Lieb' und Treu' ein Denkmal ihm erbauen,

Wird Niemand doch die Epheuranke höhnen,
Weil vor des Tempels Halle sie zu schauen,
Und drinnen sie sein Haupt mit Lorbeer krönen!

Leb' wohl!

Wer fühlt's nicht tief im Herzen:
Es ist der bitterste von allen Schmerzen,
Nach unterdrückten strengverborg'nen Klagen
Kalt zu dem theuren Stillgeliebten sagen:
„Leb' wohl!"

„Ich seh ihn nimmer wieder!"
So wogt es in dem Busen auf und nieder,
Wie ein durchstürmtes Meer um Felsenklippen;
Doch lächelnd tönt es von den bleichen Lippen:
„Leb' wohl!"

Und ist er fort auf immer,
Auf ewig, und das Auge sieht ihn nimmer,
O! könnt' es dann verlöschen, sinken, brechen —
Doch einmal noch zu ihm die Worte sprechen:
„Leb' wohl!"

Wechsel.

1818.

Blumen verblühn,
Sonnen verglühn,
Leben und Liebe vorüberziehn!
Menschen kommen und gehen wieder,
Treten den Staub unsrer Gräber nieder,
Bis sie der Erde wie wir einst entfliehn.

Was wir geliebt,
Was uns betrübt,
Was uns das Leben Herrliches gibt,
Alles vergeht und sinket hinab
Mit in das schweigende traurige Grab,
Wo uns die Ruhe des Todes umgibt.

Künftige Zeit,
Dunkel und weit,
Trägst ja auch du schon dein Todtenkleid!
Andre Pilger kommen und wallen,
Steigen und sinken, wagen und fallen,
Wie es die Stimme des Schicksals gebeut.

Jugend verglüht,
Schönheit verblüht —
Andere Blumen der Lenz erzieht,
Und ob des Grabes trauriger Nacht
Wölbt sich der Himmel in ewiger Pracht,
Wie auch im Wechsel das Leben entflieht.

Die Jugendlieder.

1834.

Ich hab' euch wieder angeschaut,
Ihr längst verhallten Jugendlieder,
Wie kam es doch, bald lacht' ich laut,
Bald rollten Thränen drauf hernieder?
Ich sah dich wieder Frühlingszeit
Mit deiner Lust, mit deinem Leid!

Fast noch ein Kind, den Kopf so leer;
Und doch so voll von Wundersagen,
Das Herz so leicht, und doch so schwer,
Und doch so voll von künft'gen Klagen,
Sang ich noch halb im Märchentraum
Mein erstes Lied und wußt' es kaum.

Und später als ich wohlgemuth
Die Flügel höher aufgeschwungen,
Da hielt ich gern für schön und gut,
Was ich so warm hinausgesungen.
Ja — wenn ich ein Sonnett gemacht,
Träumt' ich von Lorbeern Tag und Nacht.

Nun muß ich leider eingestehn,
Daß ziemlich schlecht die Verse waren,
Hab' wenig Lorbeern auch gesehn
Seit jenen schnellverrauschten Jahren,
Und dennoch gleich der Nachtigall,
Sing ich mein Lied dem Widerhall!

Ach! wenn die Rosen sind verblüht,
Dann schweiget ihre holde Klage!
So schweig auch ich, wenn ganz verglüht
Des Lebens schöne Rosentage,
Dann tönet leis' mein traurig Lied:
Der Abend kommt, die Sonne flieht!

Erwachen.

O Jugendtraum
Von ewig blüh'nden Kränzen,
Von dieser Erde Glück und Lust und Pracht,
Du bist entschwunden, und ich bin erwacht:
Schon seh' ich matt die schönsten Sterne glänzen
Am Himmelsraum!

Der Tag erglüht,
In's Auge strömt mir Klarheit,
Es sieht die Welt mit einer Thräne an —
Doch nimmer laß ich von dem schönen Wahn:
Was ich geliebt, geglaubt, sei dennoch Wahrheit,
Die niemals flieht!

Erinnerung an Italien.
1829.

Wie war es schön im Sonnenlande,
Wo welscher Sprache Laut erklang,
Und tausendfache Zauberbande
Rings die Natur um's Herz mir schlang.

Wo ich im Haine von Cypressen,
Und unter Pinienschatten ging,
Und ach! der Heimat fast vergessen,
An der ich immer liebend hing.

Wo duftende Olivenhügel
Zum ersten Male mich erfreut,
Und tausend zarte Blüthenflügel
Der Abendwind umher gestreut.

Wo hinter dichten Laubesgittern
Zum ersten Mal die rasche Hand
Mit Wonne — fast mit leisem Zittern
Goldglänzende Orangen fand.

Wo unter düstern Lorbeerschatten
Dem Felsenquell mein Ohr gelauscht,
Der Heerde Läuten auf den Matten,
Der Fischer Sang, vom Meer durchrauscht.

Ach! anders strahlten dort die Sterne
Aus dunklerem Azur herab,
Als ob des Meeres stiller Ferne
Die Sonne sank in's Purpurgrab.

Und anders kam der heil'ge Morgen,
Und anders leuchtete der Tag,
Der ohne Nebel, ohne Sorgen
Hesperisch lächelnd vor mir lag.

Leben.

1818.

Stunden und Tage,
Monden und Jahre
Ziehen vorüber,
Ewig wechselnd.
Wir, die sterblichen
Pilger der Erde,
Nennen diesen
Eilenden Strom
Aus der Urne der Zeit:
Leben!
Und wir haben gelebt,
Wenn die Liebe,

Gleich dem Strahl des Morgens,
Die blauen Berge
Entschwund'ner Fernen
Leuchtend umglänzt;
Wenn die Freundschaft,
Gleich dem Stern des Abends,
Die Nacht der Zukunft
Heilig durchstrahlt. —
Ruhig und fest
Mögen wir sehen,
Wie des sanfteren Stromes
Letzte Wellen
An einem Hügel
Zerrinnen! —

Sonntagsmorgen.

1836.

Gefeiert in dem grünen Wald
Hab' ich den Sonntagsmorgen,
Und aller Erdensorgen
Vergaß ich leicht und bald.

Herüber aus dem fernen Dom
Ertönten leis' die Glocken,
Mein Auge blieb nicht trocken,
Schaut' über Thal und Strom.

Schaut' in den Himmel tief und lang
Mit andachtsvollem Schweigen,
Und rings aus grünen Zweigen
Stieg süßer Chorgesang.

Im Klostergarten.

(Nothgottes. 1830.)

Im kleinen Klostergarten steht
Ein hoher Lindenbaum;
Durch seine duft'gen Blüthen weht
Der kurze Frühlingstraum.

Und an der Mauer alt und rauh
Ist ein versunk'nes Grab,
Daneben, durch die Blumenau,
Rauscht schnell ein Bach hinab.

Was wiegst du doch, o Lindenbaum,
So stolz dein Haupt dabei — —?
Bald um den süßen Frühlingstraum
Wir trauern alle Zwei —!

Den Kriegern, die nach Hellas ziehn.

1821.

Zeucht aus, ihr Adler von Germaniens Höhen,
Laßt eure Blitze leuchten durch die Nacht,
Laßt eure Fittige Verderben wehen
In todeskühner stolzer Heldenpracht.
Zeucht aus! verlaßt die heimatlichen Hallen,
Beginnt den ernsten gottgeweihten Zug:
Hört ihr des Glaubens heil'gen Ruf erschallen,
Seht ihr der Freiheit Oriflamme wallen,
Hoch über Zeit und Erde geht ihr Flug!

Ihr kennt den Schmerz, euch sind die finstern Klagen
Der edlen Kämpfer Griechenlands bewußt,
Ihr habt sie auch wie jene schon getragen
In eurer kühnen, männlich stolzen Brust.
Drum auf mein Volk! des Kreuzes heilig Zeichen
Sei dein Panier in wilder Türkenschlacht,
Umgib es frisch mit einem Kranz von Eichen,
Laß es hinauf in's Licht der Sonne reichen,
Und laß es strahlen durch den Sturm der Nacht.

Ich kenne dich! was in den Graus der Nächte
Dich muthig stürzte, was in Kampf und Tod
Als deine starke, freigeword'ne Rechte
Den Franken blut'ge Lorbeerzweige bot,

Das wird auch jetzt dich führen und geleiten:
Auf, folge deines Herzens edlem Drang,
Du weißt wohl für das Herrlichste zu streiten,
Weißt kühn und wild Verderben zu bereiten,
Im Kampf der Freiheit dem Tyrannenzwang.

Sieh Hellas Volk, das in dem stolzen Herzen
Ihr Ideal in Götterhoheit trägt,
Und noch in dieser Zeiten Schmach und Schmerzen
Sich ungebeugt in edler Kraft bewegt!
Kannst du es dulden, kannst du es ertragen,
Daß jene Horden, Mord gewöhnt und Raub,
Sich in das Heiligthum der Menschheit wagen,
Und unsre Tempel frevelnd niederschlagen
Und unsern Glauben treten in den Staub?

Du kannst es nicht! Sieh aus der Vorwelt Tagen,
Aus einer fernen längstvergangnen Zeit
Seh' ich ein Bild hinauf zum Himmel ragen
In strahlenheller Unvergänglichkeit;
Es ist dein Bild, — wie du des Kreuzes Fahnen
Hochprangend trugest an des Jordans Flut,
Wie du des Ruhmes blutgetränkte Bahnen
Um einen Traum, um ein begeistert Ahnen
Betratest einst mit schwärmerischem Muth.

Längst hat die Zeit mit leisem Schwanenflügel
Den Traum verweht vor deinem Angesicht,
Und eingesunken sind der Helden Hügel,
Von denen des Jahrtausends Stimme spricht.

Du bist gereift, in männerstolzem Prangen
Schaust du zurück nach deiner Jünglingszeit;
Ernst ist die Zeit an dir vorbeigegangen,
Doch viel der Kränze sind dir aufgehangen
Im ew'gen Tempel der Unsterblichkeit.

Du bautest herrlich in dem Reich des Schönen
Dir einen ewig flammenden Altar,
Als Hellas Dienst der freundlichen Kamönen
Auch in Germaniens Fluren heimisch war;
Als deine Brust, von heil'ger Glut durchdrungen,
Sich an den Helden Ilions gestählt,
Die selbst die Zeit, die tödtende, bezwungen —
Als du empfandest was Homer gesungen,
Und seinem Geiste liebend dich vermählt.

Dich ruft sein Volk, das herrlichste zu nennen,
Als einst Athen der Welt Gesetze schrieb:
Es will wie du die Sclavenkette trennen
Mit seines Schwerdtes allgewalt'gem Hieb.
In heil'ger Glorie durch die Nacht des Lebens,
Bricht seiner Freiheit junges Morgenroth,
Schon heller wird's am Ziele seines Strebens,
Und seine Söhne starben nicht vergebens
Im Sturm der Schlacht den kühnen Heldentod.

Drum auf! es ist so groß und schön zu fechten,
Wo's kräftig einer edlen Sache gilt,
Wo's gilt zu kämpfen mit Tyrannenknechten,
Und wo der Freiheit hohes Götterbild,

Rein von dem Staube schmacherfüllter Zeiten,
Von dem Altar der Tugend wieder glänzt,
Wo für das Edelste die Edlen streiten,
Und sollt' es auch zu Tod und Grab geleiten,
Wenn nur die Stirn ein frischer Lorbeer kränzt!

Schon seh' ich wie des Kreuzes heilig Zeichen
Von allen Thürmen hoch hernieder blickt,
Ich sehe Mahom's fahlen Mond erbleichen,
Den Roßschweif und den Reiherbusch geknickt;
Und in den ernsten hochgewölbten Hallen
Entweihter Christustempel wird das Wort
Des falschen Korans nimmermehr erschallen,
Der Sieger stolze Fahnen seh' ich wallen
Zu ihres Dankes brausendem Accord!

Und andre, beßre Zeiten kehren wieder
Auf Hellas reiches, blühendes Gefild: —
Der Sänger stimmt die goldne Harfe wieder,
Er hat sein Schwerdt, sein flammendes, verhüllt,
Und singt die Thaten seiner Leoniden,
Der Zeit, die noch im Dunkeln vor uns liegt.
Und Liebe darf die zarten Rosenblüthen
Den edlen Streitern freudig wieder bieten,
Die kühn im Kampf der Freiheit obgesiegt.

Das Kreuz an der Teufelsbrücke.

1828.

Langsam zieh' ich hinan die Gotthardsstraße
Durch der Schöllenen finstre Felsenklüfte,
Und am Abgrund trägt mich das Saumroß, hängend
Über den Tiefen.

Nebel kommen, berstende Wetterwolken
Werfen trüb und grau verhüllende Schleier
Über die Schlucht herab zum schmalen Pfade
Zagender Wandrer.

Und mein Herz erbebt im schauernden Busen,
Tief erschüttert wend' ich die Blicke aufwärts;
Aber ach! kein Strahl entquillt dem verhüllten
Trauernden Himmel.

Doch aus halbzerborstenen Felsentrümmern
Glühen dunkle Augen ital'scher Männer,
Andre schweben hoch mit Hammer und Meißel
Über dem Abgrund.

Arme Hände, ewig bestimmt vom Schicksal
Wege zu bahnen, ach! mit blut'gen Mühen,
Daß der reiche Haufen gemächlich wandernd
Ziehe vorüber!

Schweigend denk' ich's: eine rollende Thräne
Reißt mir der wilde Sturm vom trüben Antlitz;
Weiter und weiter, bis zur Teufelsbrücke
Trägt mich das Saumroß.

Horch! da tönet ein Wehruf dumpf und schaurig
Durch das Geklüft umher: ich sehe schwindelnd
Eine Gestalt mit hochgeschwung'nem Hammer
Stürzen zum Abgrund.

Drunten wühlt sich die Reuß durch schwarze Spalten,
Schwillt empor und kämpft von Klippe zu Klippe,
Stürzend von Nacht zu Nacht mit breiten Wirbeln
Donnernder Wogen.

Und das Haupt, zerschellend am starren Felsen,
Taucht noch einmal empor aus weißem Schaume,
Dann auf ewig schließt sich die Wasserhölle
Über dem Abgrund.

Niedergestiegen waren rings die Männer,
Suchten traurig umher mit langen Stangen,
Ob sie vielleicht den armen Jüngling brächten
Seiner Geliebten.

Aber ach, vergebens kehren sie wieder!
Und sie senden Einen aus ihrer Mitte,
Der die Todesbotschaft hinunter bringe
An den Ticino.

Uns den Wandrern, die zitternd abgestiegen,
Sagten sie dann: „ihm wird ein Kreuz errichtet
An der Stelle, wo den Tod er gefunden,
Stürzend vom Felsen.“

Wandrer! der du ziehest die Gotthardsstraße
Leicht und sicher einst auf breiteren Pfaden,
Siehst ein Kreuz du nahe der Teufelsbrücke,
Denke der Armen!

Überdruß.

1832.

Soll ich spotten, soll ich klagen,
Oder still und stumm ertragen
Diese Tage schaal und leer?
Großes kommt uns nicht von außen,
Aber Muth und Freude hausen
Uns im Innern auch nicht mehr.

Achtlos hör' ich Frühlingslieder,
Denn es sind die alten wieder,
Die ich tausendmal belauscht.
Selbst die stolzen Eichenkronen,
Wo die freisten Sänger wohnen,
Haben mir umsonst gerauscht.

Fliehen möcht' ich diese Thoren,
Von der greisen Zeit geboren,
Wie sie rings mein Auge sieht,
Ihre Sitten, wie erbärmlich!
Ihre Herzen matt und ärmlich,
Kaum von Lebensmuth durchglüht.

Unter Palmen möcht' ich gehen,
Auf des Aetna Laven stehen,
Oder grüßen Hellas Strand.
Unter Zelten in der Wüste
Möcht' ich dann an ferner Küste
Träumen von dem Vaterland.

Dächt' ich frei, und wär' ich weise,
Zög' ich muthig auf die Reise,
Sagt' Europa gute Nacht;
Eine Hütte läßt sich bauen
Auch auf andern grünen Auen,
Wo ein schöner Himmel lacht.

Und so find' ich nicht das Rechte,
Denn mein Geist ist gleich dem Knechte,
Der sich willenlos ergab.
Mein Tyrann ist diese bleiche,
Thatenleere, traumesgleiche,
Dumpfe Ruhe wie im Grab.

Darum bald im trüben Herzen
Schwör ich ab mit tiefen Schmerzen
Jeden, auch den kleinsten Sang:
Aber mit beredtem Schweigen
Will ich meine Harfe zeigen
Wenn die letzte Saite sprang!

Sonnengruß.

1831.

Sei hochgegrüßt in deiner Purpurglut,
O Sonne, die mir noch verborgen ruht;
Lang suchte dich mein Blick in tiefer Nacht,
Und hat mit banger Sehnsucht dein gedacht.

Herauf, herauf! das Nebelmeer entflieht,
Schon seh' ich wie ein Adler aufwärts zieht;
Der Eichwald rauscht — es dämmert rings im Thal,
Und auf den Bergen flammt ein lichter Strahl.

O Sonne, Sonne, heil'ges Himmelslicht!
Nur Wolken seh' ich dort, dich seh' ich nicht: —
So brause denn noch einmal, Sturm der Nacht,
Auf daß sie strahle mit der alten Pracht!

Lebenspoesie.

1830.

Wär' ich als ein Mann geboren,
Braucht' ich meines Geistes Macht,
Durch die Schlechten und die Thoren
Hätt' ich bald mir Bahn gemacht;
Aber mit dem Frauenherzen,
Das nur ruhig dulden muß,
Will ich schweigend alle Schmerzen
Tragen bis zum Überdruß.

Darum lieb' ich es zu schweifen
Durch die Fluren dort und hier,
Nach dem Feuerrohr zu greifen,
Wie ein rüst'ger Cavalier;
In den stillen Waldesräumen
Stör' ich zwar den Frieden nie,
Aber frei will ich mich träumen,
Das ist Lebenspoesie!

Denk' ich jener glatten Zimmer,
Wo man schöne Phrasen tauscht,
Wo, beglänzt von Kerzenschimmer,
Alle sitzen, theeberauscht;
Denk' ich jener klugen, armen,
Hochgelehrten, feinen Welt,
Möcht' ich jeden Baum umarmen
Draußen in dem grünen Feld.

Muth'ge Rosse will ich leiten,
Flüchtig rollend über's Land,
Durch die Stromeswellen gleiten
Mit dem Ruder in der Hand;
Auf die Berge will ich steigen,
Wo der Aar im Horste ruht,
Und mit dunklen Tannenzweigen
Schmücken meinen leichten Hut.

Dann auf weichen Rasenmatten
Ruh ich froh am ersten Quell,
Der aus dunklen Eichenschatten
Niederfluthet klar und hell.
Aller Schmerz ist dann entschwunden:
Aber jedes schöne Glück,
Was ich jemals schon empfunden,
Kehrt mir in die Brust zurück.

Des Kriegers Abschied.

1830.

Du meiner Freuden,
Du meiner Leiden
Heimatland!
Wie deine Wälder und Matten
Sinken in Dämm'rung und Schatten,
Nächtlich gesandt!

Wie deine Thale
Zum Letztenmale
Vorüberziehn,
Wie deine Tannen und Rüstern,
Scheidend vom Berge noch flüstern:
„Kannst du entflieh'n?"

Ja! in die Weiten
Zieh ich, zu streiten
Männerkühn!
Du bist in Knechtschaft verdorben,
Ach! und mein Lieb' ist gestorben,
Muß ich nicht flieh'n? —

Trüber und trüber
Schau'st du herüber
Felsenstrand —
Und mit den sterbenden Gluten
Sinkt mir hinab in die Fluten
Mein Vaterland!

Lauf der Welt.

Die Welt verzeiht dem Geiste nicht,
Der mit erhab'nen Flügen
Durch jene Nebelschranken bricht,
Die uns den Himmel lügen.

Der Heuchler Wuth, der Thoren Spott
Sind stets sich gleich geblieben —
Sie fürchten nur den starken Gott,
Drum wollen sie ihn lieben.

Blick' um dich her: die Dummheit lacht,
Das Laster darf sich freuen,
Und die Gemeinheit ist bedacht
Ihm Weihrauch hinzustreuen.

Nichts ändert sich im Lauf der Welt,
Und wie die Meschen waren,
So trifft sie noch ein künft'ger Held
In andern tausend Jahren!

Die Zeit entflieht.

O du mit deinen Wunden,
Gequälter Mensch, bald bist du schmerzentbunden,
Vielleicht schon eh' der Tag vorüberzieht:
Die Zeit entflieht!

Dann wird dein Geist enteilen,
Dann mußt du dich in Erd' und Himmel theilen,
Und dieser Leib zerfällt in Grabesnacht:
Hast du's bedacht? —

Vielleicht am Himmel droben
Wirst du zu jenem Sternenheer gehoben,
Und darfst vielleicht als Blumenkönigin
Hier wieder blühn.

Der Seefahrer.

1822.

Rauschend durch die Meereswellen
Schneidet uns'res Schiffes Kiel,
Und ich seh' nicht mehr die Stellen,
Wo der Anker stieg und fiel.

Und ich seh' nicht mehr die Klippe,
Wo mein theures Mädchen stand,
Lächeln auf der bleichen Lippe,
Dann in Thränen abgewandt.

Und verschwunden mit dem Strande
Ist ihr Haus im Waldesgrün,
Und die Berge hoch im Lande
Seh' ich weit und weiter fliehn.

Nichts mehr kann mein Auge finden,
Das in heißen Thränen bricht:
Vaterland! du magst verschwinden,
Doch vergessen wirst du nicht.

Zuversicht.

Der Dichter steht am Meer und schaut hinaus —
Im Morgenglanze sieht er Segel ziehen
Und dann verschwinden.
So zog sein Herz voll Lieb' und Sehnsucht aus,
Zu finden
Ein schönes Land, wo Paradiese blühen.

Der Mittag kommt mit seiner schwülen Glut,
Um schwere Wetterwolken aufzuthürmen
Am Himmelsbogen;
Da senkt sich rasch der Abend auf die Flut,
Die Wogen
Empören sich in blitzdurchzuckten Stürmen.

Und endlich naht die friedenreiche Nacht —
Doch ach! er sieht ein Wrack zum Ufer schwanken,
Im Mondenschimmer!
Versunken ist des Schiffes reiche Fracht,
Und nimmer
Wird es dem Gruß der andern Segler danken.

„O Dichterherz so kehrst du nimmermehr!
Gesänge sind dein Segel, Hoffnung — Steuer,
Zwar nimmer landen
Wirst du am Sehnsuchtsstrand, in fernem Meer,
Doch stranden
Das wirst du nie, du bist den Göttern theuer."

Die Quelle.

Mögen doch die Männer dorten
Rühmen ihren goldnen Wein,
Ich mit frommen Dichterworten
Preise Wasser nur allein.

Einst aus seinen heil'gen Fluten
Stieg in alter Heidenzeit,
Überstrahlt von Himmelsgluten,
Venus auf voll Herrlichkeit. —

Klarer Born! die Sterne blinken
Schon aus deinem Spiegel hell,
Laß mich ihren Abglanz trinken,
Gib von deinem Silber schnell.

Gib Begeistrung mir und Leben,
Helle Augen, leichtes Blut —
Lehre mich, gleich dir zu geben
Allen Menschen, bös wie gut.

An eine Dichterin.

1836.

Verhaßt war immer meinem Ohr
Das Froschgequack der Sümpfe,
Auch horcht es selten gern dem Chor
Der blauen Schwesterstrümpfe.
Ich zittre fast, seh' ich Papier,
In weißen Frauenhänden,
Und find' ich offen eine Thür,
Möcht ich zur Flucht mich wenden.

Wie selten ist's die heil'ge Kunst,
Der sie begeistert dienen!
Ein Schemen nur von eitlem Dunst
Ist ihrem Blick erschienen.
Darum, du Rosenangesicht,
Mit träumerischen Augen,
Begehre du des Lorbeers nicht,
Dir soll die Myrthe taugen.

Bleib aus des Tempels Heiligthum,
Mit seinen stolzen Zinnen,
Für Frauen gibt es süßern Ruhm,
Als dorten zu gewinnen.
Sei Gattin einst, und fühle warm
Des Freundes Glück und Schmerzen,
Zieh' Knaben einst mit starkem Arm,
Mit frischen deutschen Herzen.

Des Sonnengottes Priesterin
Geht einsam, unverstanden,
Und oft durch's ganze Leben hin,
Gedrückt von seinen Banden.
Der göttlichen Kassandra gleich,
Weissagt ihr Lied nur Schmerzen,
In dieses Daseins kurzem Reich,
Und in dem Reich der Herzen.

Drum schweig! verbirg dein hohes Gut,
So wird es Niemand neiden;
Birg, wenn du kannst, der Seele Glut,
Wie ein geheimes Leiden.
Das aber ist ein Fluch der Zeit,
Dem Wen'ge sich entringen:
In dumpfer Mittelmäßigkeit,
Bis an das Grab zu singen.

Es ist kein Tod!

1837.

Es ist kein Tod! zu kaltem Staub zerfallen
Sinkt zwar des Leibes kurze Blüthenpracht,
Doch siegend über enge Grabeshallen
Reißt sich die Seele los aus kurzer Nacht.

Sieh an des Lebens ewige Gestaltung
Am Himmel, wie auf Erden und im Meer,
Sieh deines Geistes herrliche Entfaltung —
Und zweifle an Unsterblichkeit nicht mehr! —

Altrussische Volkslieder.

1829.

1.

Steiget Rauch empor von grüner Wiese,
Und ein junger Krieger liegt am Feuer.
Seine Wunden hören auf zu bluten,
Traurig ihm zur Seite steht sein Roß.

Ach! für wen doch trägt er Todeswunden
Aus der wilden Schlacht am Meeresufer? —
Für die Mutter Rußland, für den Vater,
Den er liebte, für den weisen Zaar.

Doch vergebens harrt, die ihn geboren,
Ihrem Aug' entquellen ew'ge Ströme,
Morgenthau sind seines Weibes Thränen,
Und die Sonne küßt sie einst hinweg!

2.

Vergiß o Mädchen!
Oder wird der Ocean
Von deinen ew'gen Thränen
Überwallen?

„Ja könnt' ich schlafen,
Oder könnt' ich sterben,
So würd' ich wohl vergessen
Des Geliebten.

Doch immer wieder
Gibt es ein Erwachen,
Und sieh — so muß ich ewig
Sein gedenken!“

3.

„Traurig ist's allein zu sein im Frühling,
Wenn der Stillgeliebte nicht zurückkehrt.
Wieder will ich schauen in die Ferne,
Ob mein lieber Falke kommt geflogen.“
Und der letzte Schnee in leichten Flocken
Wirbelt einsam durch die lange Straße,
Sieh — im Wind fliegt eine schwarze Feder,
Und ein junger Krieger tritt hervor.

„ „Bleibe liebes Mädchen an dem Fenster,
Daß in deiner jungfräulichen Schönheit,
Deiner braunen Flechten, deiner Augen
Wieder mich nach langer Zeit erfreue!
Doch warum von deinen schönen Wangen
Sind verweht die vollen Frühlingsrosen?" "
„Kalt und stürmisch war der lange Winter,
Und vom hohen Fenster schaut' ich immer,
Ob mein Falke nicht geflogen käme."

Der Haus- und Hofpoet.

1835.

Sing von deinen kleinen Schmerzen,
Deinen Freuden, deiner Lust,
Denn dir lauschen wackre Herzen,
Vettern oder Basen just:

Hast ja vielmals schon besungen
Ihren ersten Lebenstag,
Wo, von Windeln sanft umschlungen,
Ihre Unschuld schlafend lag.

Glücklicher gepries'ner Sänger!
Dankbar ist dein Publikum,
Und kein kalter Silbenfänger
Springt despotisch mit dir um.

O wie reich ist doch dein Leben
Und wie groß ist uns're Zeit!
In dem Nachbarhause neben
Ist ein Hochzeitmal bereit.

Spitz' die Feder, lieber Dichter,
Sag' es, was dich ganz durchglüht,
Weil der edle Friedensrichter
Heute dich zu Tische zieht.

Und von seinem Wein begeistert
Denke deiner schönsten Pflicht.
Alles malt und ölt und kleistert,
Aber leuchten soll dein Licht.

Morgen an dem Tag der Wonne
Singt die Schule deinen Chor,
Denn der Fürst, des Landes Sonne,
Zieht durch's grüne Ehrenthor.

Schwarz auf weiß hast du's geschrieben
In der Nacht, so stumm und still,
Daß ihn unaussprechlich lieben
Die getreue Heerde will.

Könnten dann wir nur ergründen,
Was sein großes Herz verschließt,
Wenn er hört, was wir empfinden,
Und es gar in Versen lies't!

Rühr' zur Tinte schnell das Wasser,
Denn noch fehlt dir mancher Reim,
Geh' dann, edler Wasserhasser,
Doch — benebelt komm' nicht heim.

Des Wandrers Abschied.

1837.

Länger will ich nicht ertragen
Diese Ruhe matt und schaal,
Ach, in finstern Leidenstagen
Fühlt' ich nimmer solche Qual!
Diese ewig gleichen Wochen,
Diese Menschen, kalt und leer,
Haben mir den Muth gebrochen,
Und mein Haupt ist kummerschwer.

Lebet wohl! und laßt mich wallen
In die blauen Fernen dort,
Heut' zum letzten Mal verhallen
Soll vor euch dies Abschiedswort.
Hab' den Wanderstab genommen,
Angethan das Pilgerkleid,
Aber an das Wiederkommen
Denk' ich nicht in langer Zeit.

Frag't nicht, was ich draußen wolle
In der weiten fremden Welt?
Nur der Wurm klebt an der Scholle,
Die ihn eng umfangen hält!
Hab' ich einst nicht Zeit zur Ruhe,
Wenn ich schlafen soll im Grab,
Und sie dann in enger Truhe
Senken meinen Leib hinab?

Und so nehm' ich meine Schmerzen,
Jeden Gram und jedes Weh,
Trage sie mit freiem Herzen
Ueber Land und über See;
Will's versuchen auf den Fluten,
Ob ich sie versenken kann,
Oder an des Aetna Gluten
In den Krater schleudern kann.

Am Strand.

Ich wollt', es käm' ein Sturm, der mich verschlüge
Weit, weit hinweg vom bald erreichten Strand,
Vielleicht, daß scheiternd mich die Woge trüge
Zu einem ferngelegnen Inselland.

Bald hätt' ich muthig mich emporgerungen
An's Blumenufer, einsam schön und wild,
Da wär' verstummt das Wort von Menschenzungen,
Ein Mißlaut oft, der nur mit Leid erfüllt.

Da wär' auf immer in den stillen Weiten
Verweht, verhallt der tolle Lärm der Welt,
Vergessen wären ihre Bitterkeiten
Und Alles, was die Brust mit Seufzern schwellt.

Der Quelle Silber schöpft' ich mit den Händen,
Und äße nur die süße Frucht vom Baum;
Zur Sonne betend mein Gesicht zu wenden,
Bedürft' ich keines Doms begränzten Raum.

Doch Abends streckt' ich unter Felsenhallen
Auf's Bett von Moos zur Ruh die Glieder hin,
Dann hört' ich leiser rings die Wogen wallen,
Und träumte mich, der Insel Königin! —

Blick empor!

1838.

Laß die bleichen Erdensorgen:
Gold und Ehre, Macht und Glück;
Heut' noch sind sie dein, doch morgen
Bleiben sie der Welt zurück.

Wenig Freuden, viele Leiden,
Ach! was kämpfst du so dich ab?
Von dem Leben mußt du scheiden
Und gewiß ist nur das Grab.

Drum was hilft dir denn dein Jagen
Nach den Gütern dieser Zeit,
Und dein Grämen und Verzagen,
Wenn dich heimgesucht das Leid?

Blick empor zu jenen Sternen,
Wenn dein Herz zerbrechen will,
Droben in den blauen Fernen
Wandeln sie so hehr und still.

Wandeln manche tausend Jahre
Auf und ab nach Gottes Plan:
Bald auf niedrer Todtenbahre
Strahlen sie dein Antlitz an;

Dieses Antlitz, dann so schaurig
Überhaucht vom bleichen Tod,
Diese Züge, dann so traurig
Von vergangner Müh' und Noth.

Ach! sie strahlen manchem Müden,
Der ihr Wandeln nicht begreift,
Und nach einem andern Frieden,
Als dem Frieden Gottes schweift;

Der in diesen Gräberauen
Seine Bahn vollendet hält,
Statt voll Hoffnung aufzuschauen
Nach des Lichtes ew'ger Welt.

Alpensehnen.

(Neuberghausen bei München. 1833.)

Ihr blauen Alpenhöhen
In der Ferne,
Ach, wie so gerne
Möcht' ich mich dort im Abendlicht ergehen!

Dort quillt's aus Felsenhallen
Schäumend nieder,
Und Hirtenlieder
Hört dort der Wandrer frisch und fröhlich schallen.

Und Heerden sieht er ziehen
Am Felsenrande,
Hoch ob dem Strande
Des Sees, in dem die Alpenbilder glühen.

Und Wolkenberge kommen
Zu Fernerspitzen —
Mit ihren Blitzen,
Mit ihren Donnern jubeln sie „willkommen."

Das gäb' melod'sches Klingen,
Könnt' ich dazwischen
Mit einem frischen
Rhapsodenliede dort „willkommen" singen!

Seefahrt.

Recht begeistert wollt' ich singen,
Als die Nordsee mich umrauscht,
Und der Wind auf breiten Schwingen
Aus dem Abendroth gelauscht.

Und das Meer in weiter Ferne
Schien ein dunkler Tannenwald,
Aber droben glänzten Sterne
Aus zerriss'nen Wolken bald.

Segler flogen rasch vorüber —
Unser Dampfschiff brauf'te fort,
Und schon sah ich trüb und trüber
Den verlass'nen Ankerport.

Rechts und links an unsern Seiten
Tauchten rothe Tonnen auf,
Noch ein Weilchen zu begleiten
Unsern sturmesschnellen Lauf.

Und ich fragt' mit leisem Zagen,
Ob uns nah' kein Felsenriff? —
Und dann dacht' ich jener Sagen
Von dem schwarzen Geisterschiff.

Plötzlich wußt' ich alle wieder,
Jene Mähren wundergleich,
Jene halbvergess'nen Lieder
Vom versunk'nen Königreich.

Und ich flüstert' halb im Traume:
Zeig' mir seinen König, Meer! —
Da, gekrönt mit weißem Schaume,
Rollt' ein Wogenhaupt einher.

Doch mir graut es, und ich dachte
Zagend an mein Heimatland,
Bis das Schiff mich wieder brachte
An den lieben grünen Strand.

Nachts.

1838.

Umsonst ich kann nicht ruhen! — Kein Gebet
Senkt das gedankenmüde Haupt in Schlummer,
Und Bild um Bild vergangner Tage geht
An mir vorbei, und weckt entschlafnen Kummer.
Die Todten steigen auf vor meinem Geist,
Weil sie das Herz so gern willkommen heißt.

O meine Mutter! rührende Gestalt,
Mit deinem sanften blassen Angesichte!
Und du — die hohe Stirn vom Kranz umwallt,
Hier schon verklärt von einem höhern Lichte,
Und du — und du — gleich süßem Wiederhall
Verklung'ner Melodien kommt ihr all'!

Ja, grüße wieder mich geliebte Schaar,
Die selbst im Traum sich oft vor mir versammelt,
Denn meine Seele lebt mit dem was war,
Obgleich der Mund noch andre Worte stammelt;
Der Erde noch gehör ich an, der Welt,
Gleich einer Pilgerin, die Rasttag hält.

Doch diesen Staub, ich schüttle bald ihn ab,
Und meines schlummerlosen Hauptes Kissen
Wird dann das harte räthselhafte Grab!
Sei seine Decke leicht und schnell zerrissen,
Sei dann auch mir vergönnt, — mit euch vereint —
Ein Herz zu grüßen, das mich einst beweint!

Im Herbst.

1849.

Wie noch ein später Nachtigallenklang
Will durch die blätterlosen Zweige dringen,
Will mit dem Wiederhall, den Lüften ringen,
Als dufte rings die Flur im Blüthendrang;

Und doch ist's Herbst, doch ist die Welt so trübe,
Als hätte sie nicht Maienlust und Liebe,
Als hätte sie nur Weh' und Grabesleid,
Seit abgestreift ihr hoffnungsgrünes Kleid!

Ja damals Herz! wie warst auch du berauscht,
Als nur ein Ruf ertönt von allen Zungen!
Wo uns'rer besten Männer Wort erklungen,
Da hast auch du einst freudig stolz gelauscht;
Das war im Lenz, im deutschen Völkerlenze,
Nun steht der Winter schon an seiner Grenze,
Nur wenig Früchte reif, so weit ich seh',
Und blut'ge Gräber deckt der frühe Schnee!

Still Klagelied! zu Berge will ich geh'n,
Einsam und stumm durchstreifen öde Thäler,
Da sind die Stürme wieder mir Erzähler
Von Meer und Land, woher sie brausend weh'n.
Da lausch' ich, wenn ein Kranichzug im grauen
Gewölk' des Abends zieht nach andern Gauen,
Ob ich nicht einen Klang vielleicht verstünde,
Der etwas nie gehörtes mir verkünde!

Nichts! — ob die Herzen brechen und verglüh'n,
Ob Freiheit siegt, ob Aufruhr schwingt die Fahnen;
Nichts — — immer nur dies alte, trübe Mahnen,
An Gehn und Kommen, Welken und Verblüh'n!
O die Natur zieht ruhig ihre Bahnen,
Das Weltgeheimniß bergend, was wir ahnen —
Und es ist Herbst, es ist die Welt so trübe,
Als hätte sie nicht Hoffnung mehr und Liebe!

Todtentanz.

1848.

In die Gruft und in den Abgrund fort,
Herrscher auf dem gold'nen Throne dort!
Laß den Zepter, laß die Krone fallen
Und den Purpurmantel niederwallen;
O! dein grimmiges Tyrannenhaupt,
Gleich dem Bettler — sinkt es lichtberaubt.

In das Grab und in die Erde fort,
Hohe Fürstin, jugendschöne dort!
Aber ohne Perlen, ohne Steine
Geh' hinab zur schweigenden Gemeine;
Dort begrüßt dich keiner jener Schaar,
Die so tief gegrüßt auf Erden war!

In das Grab und in die Erde fort,
Feldherr, du in Wehr und Waffen dort!
Gib du selbst ihr um dein Blut zu trinken,
Laß dein Schwerdt verrosten und versinken;
Aber schläfst du gleich im Leichentuch,
Lebt dein Name doch — mit einem Fluch!

In das Grab und in die Erde fort,
Junges Weib im Kranz von Rosen dort!
Ach! an Lieb' und Treu' den schönen Glauben
Konnten dir noch Zeit und Welt nicht rauben;
Geh! noch tiefern gibt's als Todtesschmerz,
Und du starbst doch glücklich junges Herz!

In das Grab und in die Erde fort,
Dichter mit der gold'nen Harfe dort!
Hast du schön und frei und wahr gesungen,
Lebt dein Lied noch lang auf andern Zungen;
Und man schmückt dein Grab mit einem Stein,
Der noch lange ragt im Morgenschein.

In das Grab und in die Erde fort,
Jung und Alt und Arm und Reicher dort!
Menschensaat, seit tausenden von Jahren
Hingesäet in immer neuen Schaaren,
Wann entsinken aus des Sämanns Hand,
Einst die letzten Körner auf das Land? — —

Vom Hirschensprung.

(Carlsbad 1849.)

Gegrüßt nach Jahren sei mir wieder du
Erhab'nes Kreuz auf diesem Felsengipfel,
Schon liegt das Thal in gold'ner Abendruh',
Ein leiser West durchzieht der Bäume Wipfel,
Und drunten steigt des Sprudels heiße Flut,
Für Vieles — nur nicht wunde Herzen gut!

Wie manch' Jahrtausend warf er seinen Dampf
Hoch auf zum Himmel durch die Nacht der Tannen,
Da wagte noch kein Weh mit ihm den Kampf,
Kein Forscher fragte: Feuerquell von wannen
Entrauschest du? und loht der alte Brand
Nicht einst empor bis zu des Thales Rand,
Bis zu den Felsen, wo ich still, doch froh
Und klaren Blickes zu ihm niederschaue?
Ach! und wie mancher Erdengast stand so
Und sah, gleich mir, voll Dank hinauf in's Blaue,
Seit jener Feuerquellen mächt'ger Geist
Gebändigt, als ein guter sich erweist.

O Flut! du bist dem Strom der Freiheit gleich,
Die jüngst durchras't den unterwühlten Boden,
Bei dessen Brausen Herrscher wurden bleich,
Und der verschlungen so viel edle Todten,
Aus dem sich Wahnsinn gift'gen Trank gefüllt,
Obgleich sein reiner Strahl nur Segen quillt —
Wann endlich zeigt auch ihm die rechte Hand
Ein Felsenbett im deutschen Vaterland?

Der Dichter von 1849.

Du möchtest dichten, und du weißt nicht was,
In deinem Haupte kreuzt sich dies und das,
Bald willst du Längstvergangenes bedenken
Und in den Ernst der Vorzeit dich versenken.

Bald zieht die wirre Gegenwart dich an,
Du glaubst, die rechte Freiheit macht sich Bahn,
Du hoffst, daß endlich sich in einem Streben
Die besten Geister uns'res Volks erheben — —

O hoffe Nichts! noch hält der alte Fluch
Germaniens Glieder unterm Leichentuch,
Noch schlagen des Gerichts Posaunentöne
Nicht an die Ohren ihrer tollen Söhne!

O hoffe Nichts! Sohn dieser Tage du,
Dir strömt nicht Gottes Geist so mächtig zu,
Daß du, Propheten gleich, in heil'gem Grimme
Zu ihnen reden kannst mit Donnerstimme.

Laß diesen Zeiten ihren dunklen Lauf,
Einst thürmt dies Volk noch Pyramiden auf,
Dann hängen Harf' und Schwerdt an einer Eiche,
Und weinend träumt es vom verlornen Reiche.

Sonett.

1833.

Ein „wandernder Rhapsode" gingst du wieder
Dem Süden zu, wohin dein Herz dich ziehet,
Wo deinem edlen Haupt der Lorbeer blühet
Und reinres Blau vom Himmel strahlt hernieder —

Melodisch tönen deine hohen Lieder
Von einem schönern Sonnenlicht durchglühet
Zu mir herüber, die nach Norden fliehet,
Ein wunder Schwan mit wehendem Gefieder.

Und einsam zieh' ich auf des Stromes Welle,
Der an des Lebens Küsten mich verschlagen,
Und staune bang und traurig seiner Schnelle!

Wann endlich wird er mich zur Heimat tragen,
Wann endlich strahlt mir durch den Nebel helle
Das Land, nach dem wir all voll Sehnsucht fragen?

Vor einer Todten.

1841.

O dunkle Räthsel, Leben, Tod und Grab,
Die uns der Weltengeist zu lösen gab!
Da steh' ich, ach mit Schmerz und auch mit Grauen
In dieses theure Angesicht zu schauen —

Doch sieh! Der Todtesschlaf scheint sanft und mild,
Ein Lächeln noch verklärt dies bleiche Bild!
Ist es ein Lächeln über unser Sehnen
Und über unsre baldversiegten Thränen?

Und über diese Ewigkeit von Lust,
Von Glück und Schmerz in einer Menschenbrust — —
Wie? oder will die Seele länger säumen
Zu scheiden aus den bunten Erdenträumen?

Will sie noch säumen in der Form von Staub,
Im theuren Leib, bald der Zernichtung Raub,
Und hat ihr kühner Bruder, Geist, zerrissen
Den Schleier schon von allen Finsternissen?

Wer sagt es mir? Die Todten bleiben stumm,
Und manchen Theuren fragt' ich schon darum,
Ich fühl's nur, daß ich schaudernd mehr erbleiche,
Denn tiefer Ernst umschattet nun die Leiche!

Auf dem Gebirg.

(Bruchstück. 1850.)

O Erde, wie erscheinst du mir so greis,
So alt auf diesen Höhen, so zertrümmert!
Dein mählig Sterben hat mich oft bekümmert,
Obgleich ich drüber nur zu träumen weiß.
Mein Traum heißt Leben! — Muschel im Gestein,
Zu meinen Füßen, welchen Meeres Branden
Ließ einst auf dieser Bergesstirn dich landen?
Und du, im tiefen Schacht verkohltes Holz,
Wann blühtest du als Palme, hoch und stolz?
Rauscht einst das Meer um diese Höhen wieder?
Flammt einst Kometenglut vom Himmel nieder
Und mischt sich mit der alten, wilden Glut,
O Erde, die dir tief im Herzen ruht — — —?

Wer gibt mir Antwort? O der heit'ren Tage,
Wo ich noch nicht geforscht mit ernster Frage,
Wo ich noch nicht gezweifelt und gesonnen,
Noch nicht geschöpft aus diesem tiefen Bronnen,
Wo selbst die Weisheit ewig dürstend trinkt,
Und endlich trauernd in sich selbst versinkt. — — —

Sagen, Romanzen

und

Balladen.

Die Nonne.

1843.

---

1. Osterlied.

An der blauen Bergeskette
Ziehen Wolken licht verschwommen.
Horch! — das Glöcklein ruft zur Mette
In den düstren Chor zu kommen.
Auferstanden! auferstanden!
Singt es unten, klingt es oben,
Und des Winters Todtesbanden
Sind gelöst und sind zerstoben.

Herr und Heiland, Lebenskünder!
Sei bekannt von allen Zungen,
Denn dem Frommen wie dem Sünder
Ist dein heil'ger Ruf erklungen.
Herr und Heiland! zwanzig Jahre
Leb' ich heut' am Ostertage,
Und der Schleier deckt die Haare
Und im Herzen wohnt die Klage!

An dem Fenster meiner Zelle
Treibt der Weinstock wieder Ranken,
Ach! und auf des Rheines Welle
Schiff ich drunten in Gedanken.

Auf die Burg der Väter wieder
Möcht' ich meine Schritte lenken —
Werden dort die reichen Brüder
Noch der armen Nonne denken — —?

Einer — Einer doch wird klagen,
Wenn er kehrt und mich nicht findet,
Und sie höhnisch zu ihm sagen,
Daß ein heil'ger Schwur mich bindet.
Horch! sie singen „auferstanden!"
Wär's auch ich der Todten Eine,
Doch ich schmachte noch in Banden,
Ach, und weine — weine — weine —.

2. Im Kerker.

Ein Brod, ein Krug mit Wasser, eine Lampe
Und dieses Kreuz ist Alles, was ich habe, —
Noch brennst du hell und ruhig kleine Lampe,
Doch bald wird's finster sein in meinem Grabe.

Barmherzigkeit! ich will ja gerne sterben,
Doch laßt mich ruhen unterm grünen Moose,
Laßt mich ein Grab dort oben nur erwerben,
Dort weht der Wind, dort blüht und welkt die Rose — —

Sie hören's nicht! verlassen hat mich Alles,
Sie bleiben ungerührt bei meinen Schmerzen —
Noch hallt das Todtenlied gedämpften Schalles
Der frommen Beter mit den Tiegerherzen.

Sie haben mich vermauert — meine Stimme,
Mein Weinen kann zu keinem Ohr mehr dringen,
Straft ihr die Lieb' wie Haß in eurem Grimme,
So laßt mein Blut frei an der Sonne springen;

Es wallt und siedet glühend durch die Adern,
Weh! im Verborg'nen dürfen sie mich morden —
Luft! Luft! o Gott ein Hauch nur durch die Quadern,
Wär's auch ein wilder, eisiger aus Norden — — — —

3. Letzter Traum.

Verlöscht die Lampe — Nacht und Grau'n umher!
Sie schläft, ihr Busen athmet bang und schwer,
Und ihre Seele irrt im letzten Traum
Noch einmal auf den theuren Erdenraum.

„Ihr Brüder — Brüder — — haltet, nehmt mich mit" — —
Sie hemmen nicht der stolzen Rosse Schritt.
„„Fleuch — treibe dieses Weib von hinnen Knecht —
Verstoßne, du aus unserem Geschlecht.""

Fort, fort wie Nebel und wie Wolkenzug
In ferne Lande geht der bange Flug,
Wen suchst du, Seele — jenen Ritter schön,
Um dessen Stirn so schwarze Locken wehn — —?

„Geliebter, mein Geliebter! sieh' mich an,
Du flohst, doch ich betrat die dunkle Bahn,
Dein Kind ist todt — —" er küßt ein andres Weib,
Zur Ruh' mit dir, du bleicher Todtenleib.

Verlöscht die Lampe — Nacht und Graun umher!
Sie ist erwacht und seufzt noch einmal schwer,
Entflohen ist ihr letzter Erdentraum
Und stille wird's im dunklen Kerkerraum.

Die Hirschjagd.

1843.

„Frisch auf zur Jagd! die Hörner klangen" — —
Da drückt sie auf die Stirn den Hut,
Da mischen sich auf ihren Wangen
Der Morgenschein mit Rosenglut —
Und ihre dunklen Locken wallen,
Und ihre dunklen Augen sprüh'n.
O süßes Weib! wer ist's von Allen,
Dem diese Liebessterne glüh'n?

Und Einer hält ihr stumm den Bügel,
Der schaut sie leise seufzend an,
Erröthend fasset sie die Zügel,
Winkt ihm und schwingt sich leicht hinan.
Da fährt empor der schlanke Knappe,
Da hat er plötzlich ausgeträumt.
O, wie mit ihm sein prächt'ger Rappe
Sich bäumt und in die Zügel schäumt!

Drei Ritter folgen stolz der kühnen,
Geliebten Frau mit Lust und Scherz,
Die denken: heut' vielleicht im Grünen
Wird milder sein ihr sprödes Herz. —
Sie aber ruft: „o Lust zu birschen
In Feld und Wald bei'm Morgenschein,
Wer wird erjagen wohl den Hirschen
Ihr Ritter, wer wird Sieger sein?"

Da eilen wild auf flücht'gen Rossen
Die flücht'gen Ritter all' davon,
Weit, weit im Walde wird geschossen
Dazwischen klinget Hörnerton —
Im Wald, im Wald zur selben Stunde
Da fanden still zwei Herzen sich —
Da tönt vom allerschönsten Munde:
„Mein treuer Knapp' ich liebe dich!"

Am Nordkap.

1840.

Willkommen fremder Pilger
An diesem eis'gen Golf,
Ein grimmiger Vertilger
Heult durch die Nacht der Wolf.

Steig' ab von deinem Schlitten,
Den Thieren gönne Rast,
Und du auch unsern Bitten:
Recht lang den selt'nen Gast.

Bereift sind deine Locken
Wie das Gesträuch am See,
Nimm, dieser Pelz ist trocken,
Der deine starrt von Schnee.
Nun setz' dich zu uns nieder,
Der beste Platz sei dein.
Trink aus — — und trinke wieder
Vom langgesparten Wein.

Auf weichen Bärenfellen,
Erjagt von unsrer Hand,
Soll sich dein Lager schwellen
Nah bei des Herdes Brand.
Dann schlafe süß im Norden,
So lang' es dir gefällt.
Doch, wenn du wach geworden:
Erzähl' uns von der Welt.

---

1. Der Wanderer.

1837.

Wo die drei Eichen stehn am Rheinesstrand,
Da ruht' ich oft und sah hinab in's Land,
Da träumt' ich oft von dir im Morgenschein,
Mein süßes Lieb', und dacht' am Abend dein!

Wo die drei Eichen stehn am Rheinesstrand,
Da gabst du weinend mir die weiße Hand —
Dein Vater trieb mich fort und sagte: „geh,"
Mein Lieb, mein Lieb wie thut das Scheiden weh!

Wo die drei Eichen stehn am hohen Strand,
Da hab' ich mich noch einmal hergewandt,
Ein grünes Zweiglein reiß' ich still mir ab,
Das soll man legen einst zu mir in's Grab.

2. Der Krieger.

So muß ich sterben fern vom Vaterland,
Verbluten hier im heißen Wüstensand,
Araberſäbel blitzen um mich her,
Mein Aug' ist dunkel und mein Haupt ist schwer!

Verzeih' dir Gott, du Mann, der mich vertrieb,
Denn treu bis an das Grab ist mir mein Lieb,
Du brichst zwei Herzen um dein schnödes Gold,
Verzeih' dir Gott — — das hast du nicht gewollt!

O Eichenzweig! du ruhst auf meiner Brust
Verdürrt und welk wie jede Freud' und Lust,
Mein brechend Aug' erlischt in Todtesnacht,
O Lieb, mein Lieb — — — treu hab' ich dein gedacht.

3. Das Grab.

Wo die drei Eichen stehn am Rheinesstrand,
Da sitzt ein Greis und starrt hinab in's Land,
An seiner Seite ruhet krank und bleich
Das einz'ge Kind, an Gold und Schätzen reich.

„Noch eine Bitte Vater thu' ich dir."
„„O Tochter, Alles sei gewährt von mir!""
„So laß mein Grab auf dieser Stelle sein,
Bald, bald mein Vater, laß ich dich allein!" — —

Wo die drei Eichen stehn am hohen Strand,
Schaut Niemand mehr hinab in's weite Land —
Ein einsam Grab mit einem Marmorstein
Ragt dort im Abendroth und Morgenschein!

Nonnenklage auf Nonnenwörth.

1839.

Ach! Roland's Freude war dies gold'ne Haar,
Nun bring' ich es der Mutter Gottes dar.
Zum letzten Mal laß ich es niederwallen,
Und Morgen fällt es ab, wie Blätter fallen.

Ach! Roland's Wonne war mein Angesicht,
Nun decket es der weiße Schleier dicht,
Und seine Rosen längst sind Lilien worden,
Seit er gefallen fern des Rheines Borden.

Ach! Roland's Lust war meiner Stimme Klang,
Wenn ich ein Lied zur gold'nen Harfe sang, — —
Leb' wohl, o Welt! — — verstummt sind meine Lieder,
Sie tönen nur im Chor der Nonnen wieder.

Ach! Roland's Liebe hat beglückt mein Herz — —
Ich weih' es Morgen Gott mit seinem Schmerz,
Nur noch im Traume darf es um ihn klagen,
Bis es denn endlich bricht und ausgeschlagen.

Der heimkehrende Pilger.

1841.

So darf ich meinen Pilgerstab
Zurück doch endlich bringen!
Die Rebe soll auf meinem Grab
Ihn grünend bald umschlingen.

O Vaterland, mein Vaterland,
Du Heimat süßer Lieder! — —
Laßt knien mich an diesem Strand,
So grüß' ich recht ihn wieder.

Nun reicht mir Brüder einen Kranz
Vom Laube jener Reben,
Er soll mit seinem heitern Glanz
Die greise Stirn umweben.

Und bringet Wein, und schenket ein
Dem wandermüden Zecher,
Ich hab's gelobt — dem heil'gen Rhein
Gilt dieser letzte Becher!

Der Ungetreue.

1838.

O Gott! das hätt' ich nicht gedacht
Als ich ihr brach der Treue Schwur — —
Nun folgt ihr bleiches Bild bei Nacht,
Folgt mir bei Tag durch Wald und Flur!

Ich seh' sie liegen todt und kalt
Im langen weißen Sterbgewand,
Die junge Stirn aus Kummer alt,
Ein Kreuz in der gefalt'nen Hand —

Und auf dem schwarzen Todtenschrein
Da liegt ein welker Rosenkranz.
O Gott! sänk' ich statt ihm hinein,
Zerrissen und zernichtet ganz — —!

Der Wanderer.

1839.

Mitternacht und Mondgefunkel,
Zieh'nde Wolken wetterschwer,
Und die Häuser still und dunkel,
Öd' der Markt, die Straßen leer.

Nur aus einem Hause dringen
Geigenklänge lustig laut — —
Hochzeitjubel, Gläser klingen,
Vivat Bräutigam und Braut!

Weiter, weiter! vor den Thoren
Auch noch lichterhellt ein Haus,
In die weite Nacht verloren
Dringt ein Klagelaut heraus.

Offnes Fenster! eine Leiche
Und ein händeringend Weib —
Tiefgesenkt das schmerzenreiche
Haupt auf einen Todtenleib!

Weiter, weiter! ohne Trauer
Zieht der Wand'rer, ohne Lust,
Doch ein matter, satter Schauer
Rieselt leis' durch seine Brust!

Die Grafenbraut.

1847.

Ruhmgekrönt vom fernen Morgenland
Kommt der Graf von Sayn zum Heimatstrand —
„Sieben Jahr' ist eine lange Zeit,
Ach! es hat mich oft gereut —"

„Weibertreu', den Winden ist sie gleich!
Edle Braut, Du bist so still und bleich,
Hat dein Herz allein an mich gedacht,
Oder andern zugelacht?"

Aber traurig ihre Lippe spricht:
„„Männertreu', hienieden lebt sie nicht,
Aber Weibertreu' bis an das Grab
Ritter schwörst Du mir nicht ab.""

„„Hat Dir nicht im Morgenland gedroht
Pest und Feindesschwerdt mit frühem Tod?
Sag', wer gab dem Leben Dich zurück,
Kühn entsagend eig'nem Glück — —?""

„„Morgen scheid' ich ewig von der Welt,
Über dieses Haupt der Schleier fällt. —
Ruf mir deinen blonden Knappen her,
Der Dir folgte über's Meer.""

„„Junge Maid! ich wußte längst von Dir,
Hast ihn ja vom Tod' errettet mir,
Wirst von ihm geliebt und liebst ihn treu,
Arme Maid! — ich geb' ihn frei.““

„„Weg die Rüstung — nimm dies Brautgewand,
Nimm, o nimm den Ring von seiner Hand,
Du statt meiner tritt zum Altar hin
Wenn ich in dem Kloster bin!““

Eginhard und Emma.

1839.

„Kalt ist die Nacht und eisig weht der Wind,
O komm herab du meines Kaisers Kind,
Gib deinem Eginhard den letzten Kuß,
Weil er schon Morgen von dir scheiden muß.“

„Dein Vater sendet mich in's Frankenreich,
Sähst du dies Antlitz trüb und kummerbleich — —
Vergebens hofft' ich auf mein letztes Glück,
Vergebens suchte dich am Tag mein Blick!“

Das Pförtlein knarrt — ein langer Schleier wallt,
Leis' naht sich eine zagende Gestalt,
Wie schimmert durch die Nacht ihr weiß Gewand,
Wie zittert in der seinen ihre Hand.

„Horch! durch die hundert Säulen braust der Sturm.
Horch! — — tönte nicht des Wächters Ruf vom Thurm?
O wehe mir, es kostet mich mein Blut,
Wenn jetzt sein Blick verräth'risch auf mir ruht!

Sie schwankt, sie bebt, sie liebt ihn fromm und treu,
Und in der Thür verschwinden alle Zwei.
Bald steigt der Mond in hellem Glanz herauf,
Da thut sich wieder leis' das Pförtlein auf.

Doch ach! mit Grauen sieht des Kaisers Kind,
Daß sie verrathen und verloren sind,
Auf ihren Wangen schmilzt, o Angst und Weh,
Vom Sturm gejagt die letzte Flocke Schnee!

Und eine weiße Decke hell und rein
Hüllt Berg und Thal und hier den Rasen ein,
Wie käm' ein Männerfuß aus diesem Bau,
Da wohnt des Kaisers Kind, des Kaisers Frau!

Doch sieh', schon hat die treue Liebe Rath,
Und Emma's zarter Fuß betritt den Pfad,
Sie trägt auf ihrem Arm den theuren Mann
Hinüber, wo er leicht entfliehen kann.

Ha! zittert ihr vor diesem hellen Weiß,
Blickt auf und euer Blut erstarrt zu Eis —
Am Fenster steht ein hohes Heldenbild,
Und schüttelt seine greisen Locken wild.

Der Kaiser ist's — von Sorgen aufgewacht,
Schaut er schon lang hinaus durch Sturm und Nacht — —
O wär es Tag, o käm' das Morgenlicht,
O wär es Zeit schon wo man Kränze flicht!

Der Harfner.

1845.

Ein greiser Harfner wallet
Am Stromesufer entlang,
Seinem bleichen Mund entwallet
Ein kleiner trauriger Sang:

„Die Jugend ist mir vergangen,
Wie Maienrosen verblüht,
Mein Sehnen und Verlangen
Längst schweigt es und ist verglüht.

Einst schifft ich auf hohen Wogen
Hinaus in's Lebensmeer,
Die Banner der Hoffnung flogen
Stolz rauschend über mir her.

Doch nichtig und flüchtig hienieden,
Ein Traum, ist Leben und Zeit,
O wohl mir, ich athme Frieden,
Ich bin zu sterben bereit.

Wer fröhlich geliebt und gesungen,
Wer selig gehofft und geglaubt,
Der hat ja den Sieg errungen,
Den grünen Kranz um das Haupt.

Drum geh' ich zu Schiff nun wieder,
Ein Sarg soll werden mein Kahn,
Verhallt und verweht ihr Lieder,
Bald land' ich drüben an."

Ruhe.

Unter einer Königspalme
Ruht ein bleicher Jüngling aus,
Seine Augen sind geschlossen,
Träumt er wohl vom Vaterhaus?

Träumt er wohl vom Heimatlande,
Und vergißt der Wüstenei?
Seine Hand ruht auf dem Herzen,
Denkt er der Geliebten treu?

Träumt er, daß im Heimatlande
Zwietracht wild ihr Haupt erhebt?
Träumt er, daß die Heißgeliebte,
Ach! für einen Andern lebt —?

Nein! — er träumt nichts mehr hienieden,
Denn die Königspalme weht
Frieden über seinen Hügel,
An des Niles Strand erhöht.

Mönch und Ritter.

1835.

„O halt auf deinen Wegen
Du frommer Gottesmann,
Und neig' dich zu mir nieder,
Daß ich dir beichten kann;
Ich habe viel gesündigt
Und wenig nur gebüßt,
Doch gib, ach gib Vergebung,
Eh' sich mein Auge schließt.

Mein Feind hat mich geschlagen
Im fürchterlichen Streit,
Hat mich zum Tod getroffen,
Dahin ist meine Zeit!
Ich war kein Freund der Klöster,
Kein frommer Knecht des Herrn,
Doch treu bin ich gewesen
Der Liebe schönem Stern.

Und alle Glut des Herzens
War ihr geweiht allein,
Die schon im Grabe schlummert
Tief unterm Leichenstein.
Doch viel hab' ich gesündigt
Und wenig nur gebüßt,
Drum gib, ach gib Vergebung,
Eh' sich mein Auge schließt."

Da hebt der Mönch das bleiche
Gramvolle Angesicht
Und sagt: „„Ob deiner Liebe
Bist du verworfen nicht;
Geh ein zu Gottes Frieden,
Sein Geist hat dich umschwebt,
Weh nur dem armen Herzen,
Das ohne Liebe lebt.""

Die heilige Hildegardis.

(Legende.)

Wo der Nahe seichte Wogen
Gelblich strömen in den Rhein,
Raget Sanct Rupertus Kloster,
Hell umglänzt vom Abendschein.

Dort vom Felsen rinnt die Quelle
Silberklar hinab zum Strand,
Die einst Hildegardis betend
Grub mit ihrer weißen Hand.

Aber nun in ihrer Zelle
Ruht die Heil'ge still und bleich,
Denn ein Engel wird sie führen
Bald in ihres Vaters Reich.

Ihre Hände sind gefaltet,
Dran erglänzet, wie ein Stern,
Wunderbar das goldne Ringlein
Mit der Schrift „ich leide gern."

Ihr verklärtes Seherauge
Strahlt in überird'schem Glanz,
Denn es sieht den Himmel offen —
Palmen winden sich zum Kranz.

Draußen aber vor der Pforte
Drängt sich traurig eine Schaar,
Frauen und verwaiste Kinder,
Männer sind's, mit greisem Haar.

Und die Armen steh'n und lauschen
Vor dem Fenster, trüb und bang,
Wo so hülfreich sonst für Alle
Frommer Trost hernieder klang.

Horcht, das Todtenglöcklein hallet
Und geendet ist ihr Lauf;
Aber eine weiße Taube
Schwingt sich aus dem Fenster auf.

Dreimal kreist sie um die Armen,
Eh' sie auf zum Himmel flieht,
Der in tausend Purpurstrahlen,
Herrlich ihr entgegen glüht.

Lurley.

1836.

Hoch auf ew'gem Gletschereise
Thront der alte König Rhein,
Sammelt dort auf gleiche Weise
Den Tribut des Himmels ein;
Sammelt von der Erde Quellen
Mächt'ge Ströme für sein Reich,
Und entsendet ihre Wellen
Immer voll und immer gleich.

Lurley seiner Töchter Eine
Wohnt im schönsten Felsenthal,
Aber Berge, Strom und Haine
Wurden Zeugen ihrer Qual.

Einen Ritter, schön und blühend,
Liebte sie mit tiefer Glut,
Er, in andrer Liebe glühend,
Floh die Königin der Flut.

Wieder einmal aus den Tiefen
Taucht ihr sanftes Angesicht,
Und die langen Locken triefen,
Goldne Flut im Mondeslicht;
Halb enthüllet vom Gewande
Steigt empor das hehre Weib,
Wellen zittern bis zum Strande
Wie sich hebt der Schwanenleib.

Und sie horcht ob Alles stille
An den Ufern, auf der Flut,
Ob die Nacht den Berg umhülle,
Ob das Thal in Frieden ruht.
Dann in traurig süßer Weise
Athmet ihre Brust Gesang,
Und ein Lied entwallet leise
Wie der Aeolsharfe Klang.

Aber in des Lurley-Klüften
Sind melod'sche Geister wach,
Und verschwebend in den Lüften,
Hallt es wieder zwanzigfach.
Aus den Schachten schlüpft der Gnome,
Rollt wie Nebel von dem Berg,
Und der Elfe lauscht am Strome,
Und es lauscht der schwarze Zwerg.

Was sie singt sind tiefe Klagen,
Wie ihr einsam glühend Herz
Lang und still sie hat getragen,
Aber nun verhaucht in Schmerz.
Was sie klagt sind ew'ge Leiden,
Unverstanden, ungefühlt,
Wo die Wellenrosse weiden
Und ihr Huf im Goldsand wühlt.

Ihre Boten, schnelle Fische,
Ziehn vom Gotthard bis zum Meer,
Und in ew'ger Jugendfrische
Dienen Nixen um sie her.
Aber keine fühlt von Allen
Was verschmäht ihr Herz empfand,
Als sie einst aus ihren Hallen
Den Geliebten fortgesandt.

Längst schon ist er weggeschwunden,
Längst zerstäubte sein Gebein,
Doch ihr scheinens wenig Stunden,
Seit sie ihn verlor, zu sein.
Ewig strahlen ihre Wangen
In der Schönheit holdem Licht,
Ein Jahrtausend ist vergangen,
Aber ihre Liebe nicht.

Drum in traurig süßer Weise
Athmet ihre Brust Gesang,
Er entwallet sanft und leise
Gleich der Aeolsharfe Klang.

Jetzt verhallen ihre Lieder,
Schweigen hüllt die Thäler ein,
Und sie tauchet langsam wieder
In den mondbeglänzten Rhein.

Der Lurleyfischer.

Ein blonder Knabe fährt vorüber
Am mondumstrahlten Felsenriff,
Er lauscht hinüber und herüber
Und treibt sein leichtbeschwingtes Schiff.

Ja wieder sind es Liebesklagen,
Melodisch rauschend durch den Rhein,
Er fühlt sein Herz in Sehnsucht schlagen,
Denn traurig tönt's: „ich bin allein.“

Er schaut hinunter in die Wogen —
Ja wieder taucht ihr Angesicht,
Von wunderbarem Glanz umflogen,
Hinauf, hinab im Mondenlicht.

Ihr blaues Auge scheint zu winken,
Sie hebt empor die weiße Hand:
Da läßt der Knab' das Ruder sinken,
Und wirft nach ihr sein Netz gewandt.

„Ha kecker Fischer willst du fangen
Die Königin der stillen Flut?“ —
Weh'! schon ergreift ihn düstres Bangen,
Aus seinem Antlitz fleugt die Glut.

Er kann empor sein Netz nicht ziehen,
Und kämpft und kämpft und sinkt hinab:
Die Lurley aber sieht er fliehen
Und findet nur ein einsam Grab.

Brunhildis Bett.

1830.

Den Feldberg klimmt eine Schaar hinan,
Durch finstern Wald auf felsiger Bahn,
Zwölf Reisige sind es, in Waffen rauh,
Und auf weißem Roß eine hohe Frau.

Sie trägt eine goldne Kron' im Haar,
Ihr Auge blickt stolz und falkenklar,
Bald schaut es hinab in die Waldesnacht,
Bald zum Himmel auf nach der Wolkenpracht.

„Hinan! so lang noch die Sonne blinkt,
Und wenn auch mein Roß zusammen sinkt,
Im Abendstrahl will ich schauen Burgund
Da droben vom luftigen Bergesrund.“

Brunhildis ruft es, die Königin,
Und schaut auf die hohen Krieger hin,
Die schreiten gewaltig am Berg daher
In glänzender Rüstung mit Schild und Speer.

Schon lassen sie weit zurück den Forst
Mit Bärenhöhlen und Adlerhorst,
Von der kahlen Höh' ragt ein Felsen auf,
Da rasten sie keuchend vom wilden Lauf.

Und Brunhildis steigt hinan geschwind,
Da flattert ihr schwarzes Haar im Wind,
Da glänzt ihre Kron' in der Abendglut
Und ihr wallendes Kleid wie rothes Blut.

Stumm blickt sie nach ihres Enkels Land
Und streckt darüber die weiße Hand;
Ihr Auge ruht träumend auf Main und Rhein
Und den Bergen, ragend im letzten Schein.

Und als gekommen die stille Nacht,
Da halten die Recken treue Wacht,
Süß duftet das Bett ihrer Königin,
Und es ragt der Felsen darüber hin.

Und was sie geträumt im Morgenlicht,
Das sagt sie den ehrnen Wächtern nicht,
Doch ist ihr Antlitz so ernst und so bleich,
Als sie heimwärts zieht in's burgundische Reich.

Und eh' noch der Mond von dannen weicht,
Hat König Dietrich sein Ziel erreicht:
Da ward durch Brunhildis weiße Hand
Der zehnte König zu Grabe gesandt.

Das weite Reich und die Königskron,
Die erbet beide sein zarter Sohn;
Doch Brunhildis herrscht, der Urenkel nicht,
Und erfüllt ist ihr stolzes Traumgesicht.

Doch eh' noch entschwunden das alte Jahr,
Da kommt der wilde Rächer Klothar: —
Hat einst auch geträumt ihr im Morgenroth,
Daß Rosse sie schleifen zum blut'gen Tod?

Blücher's Rheinübergang. *)

1836.

„Gott mit uns! und nun zu Schiffe
Du getreue Preußenschaar, —
Steuert um die Felsenriffe
Glücklich mit dem Königsaar."

Rief's der kühne greise Sieger,
Marschall Blücher, durch die Nacht,
Und es jubeln seine Krieger:
„Gott mit uns, so wird's vollbracht!"

---

*) 1814 in der Neujahrsnacht.

Wilde Winterstürme brausen
Um die hohe Pfalz im Rhein,
Und die dunklen Schiffe sausen
In den Wogenkampf hinein.

Horch! da schlägt die zwölfte Stunde,
Und das Jahr beschließt die Bahn,
Jubel tönt von jedem Munde,
Und die Gläser klingen an.

Aber sieh! ein ernster Zecher,
Gleich den Helden alter Zeit,
Schleudert seinen vollen Becher
In den Schwall der Wogen weit.

Denn er hört's mit dumpfem Grimme,
Daß ein langes Jahr vorbei,
„Vorwärts!" ruft die Schlachtenstimme,
Noch ist unser Rhein nicht frei."

Der heilige Rabanus.

1833.

Herr Erzbischof Rabanus war
Der frömmste Mann am Rhein,
Er wallt an's Grab des heil'gen Goar
Demüthig und allein.
Sein stilles Haus empfiehlt er Gott
Vor Brand und Flut und Feindesspott.

Lang bleibt er auf der Betefahrt
In seinem här'nen Kleid,
Er schneidet Nägel nicht und Bart
Aus lauter Frömmigkeit.
Doch endlich packt er wieder auf,
Und richtet heimwärts seinen Lauf.

Und als er nun den müden Schritt
Nach Winkel hingewandt,
Und endlich froh sein Haus betritt
Am grünen Rheinesstrand,
Da stürzt ein hungrig Rattenheer
Aus seiner Zelle kreuz und quer.

Manch gutes Bröcklein fiel vielleicht
Von Herrn Rabanus Tisch,
Doch ward indessen nichts gereicht
Von Braten oder Fisch.
Das Evangelium blieb allein
Gebreitet am Altar von Stein.

Und ach! er fand das heil'ge Buch
Zernagt von ihrem Zahn,
Da hat Raban in Bann und Fluch
Die Ratten all gethan;
Sie flohen rasch, es war ihr Glück,
Und keine kehrte je zurück.

Rabanus ruht wohl tausend Jahr
Schon unter'm Leichenstein,
Doch steh'n sein Haus und sein Altar
In Winkel noch am Rhein.
Dort frage jeder fromme Christ,
Ob's rattenleer nicht blieben ist.

Die Maid von Heimburg.

1837.

In des Abends letztem Scheine
Sitzt die Maid und trauert bang,
Und vom Thurm hinab zum Rheine
Tönt ihr klagender Gesang.
„Wenn die Schwalben wiederkommen,
Mein' ich, ach! ich müßte fort,
Denn nicht Ruhe will mir frommen
An dem trüben Heimatsort."

„Mit den Schwalben möcht' ich ziehen
Über Alpen, über Meer,
Mit den Wolken möcht' ich fliehen,
Doch ich kehrte nimmermehr.
An sein Grab im fernen Lande
Sollte mich der Sturm verwehen,
Und an jenem sel'gen Strande
Würd' ich sterben und vergehen."

„„Klage nicht,““ so tönt es leise
Unter ihrem Söller hin,
„„Endlich doch vergißt der Weise,
Was verloren und dahin;
Wende dich zu neuem Lieben,
Und mit Rosen kränz' dein Haar:
Weißt du, ob er treu geblieben,
Der dir einst so theuer war?““

„War er's nicht, so sei's vergeben,“
Ruft sie aus mit Engelshuld,
„Eine Bess're mocht' es geben,
Und ich trüge dann die Schuld!
Doch Versucher flieh' von hinnen
Und verlocke nicht mein Ohr,
Keiner kann dies Herz gewinnen,
Das dem Todten Liebe schwor.“

Horch! da tönt's durch leises Weinen
In die milde Frühlingsnacht,
„„Dank der Süßen und der Reinen,
Daß sie meiner treu gedacht!““
Aber durch die hohen Pforten
Eilt der Todtgeglaubte nun,
Um mit tausend Liebesworten
Treu an ihrer Brust zu ruh'n.

Ludwig des Frommen Tod.

840.

Es kommt ein Schiff geschwommen
Herab den stolzen Rhein,
Die weißen Segel wallen
Im goldnen Mittagschein;
Umgeben von Getreuen
Ruht drin gebettet weich
Der fromme Kaiser Ludwig,
So krank und todesbleich.

„Legt an, legt an, ihr Schiffer,
Bei dieser stillen Au,
Da weh'n durch schatt'ge Bäume
Die Lüfte mild und lau;
Da rasseln keine Schwerdter,
Da tönt kein Schlachtgesang
Mir vom Verrath der Söhne
Mit fürchterlichem Klang.

„Und auf dem grünen Rasen,
Ihr Treuen, spannt mein Zelt,
Auf daß in Frieden ruhe
Der Herrscher einer Welt.
Schon rauscht des Rheines Welle
Ein sanftes Schlummerlied,
Und leichter wird sich schließen
Mein Auge, trüb und müd."

Es sprach's der kranke Kaiser,
Da wird erfüllt sein Wort,
Man trägt ihn auf ein Lager
Am kleinen Inselport.
Wie blaß sind seine Wangen,
Wie todesmatt sein Blick,
Er richtet ihn voll Trauer
Nach Ingelheim zurück.

Und auf den Zinnen leuchtet
Der letzte Abendstrahl,
Die hundert Säulen schimmern
Am stolzen Kaisersaal;
Da fühlt der fromme Ludwig,
Daß seine Stunde schlägt,
Er betet lang und leise
Und sagt von Schmerz bewegt:

„Seht wie der Glanz der Säulen
Verschwunden ist in Nacht, —
Bald wird auch so vergehen
Der Karolinger Macht! —
Sagt meinen fernen Söhnen
In Wehr und Waffen wild,
Daß sie dies Herz gebrochen,
Zu weich und Vatermild.

„Doch will es gern vergeben,
Vergessen muß es bald
Der Erde Lust und Schmerzen,
Haß, Liebe und Gewalt!

Ihr Ritter nehmt die Krone
Umglänzt von nicht'gem Schein,
Lothar soll sie empfangen,
Er wird nun Kaiser sein.

„Und bringt ihm auch den Zepter,
Zu schwer oft meiner Hand,
Bringt ihm den Purpurmantel
Mir gnügt ein Sterbgewand.
Denn nun zum dritten Male
Vom stolzen Kaiserthron,
Doch ach, in's Grab hernieder
Steigt, großer Karl! dein Sohn.

„Aus — aus —" sein Auge sinket
Umhüllt von Todesnacht,
Er hat den Kampf bestanden,
Er hat den Sieg vollbracht.
Doch um die Königsleiche
Knie'n traurig und voll Schmerz
Die Ritter zum Gebete
Für das gebrochne Herz.

Der Kreuzfahrer.

1821.

1.

Albert von Sonneck ziehet
Durch's wilddurchstürmte Thal.
Hoch wallt die weiße Feder
Auf seinem Helm von Stahl,
Und auf dem dunklen Mantel
Trägt er ein Kreuz blutroth,
Das einst der heil'ge Peter
Dem jungen Ritter bot.

Lang lag das Kreuz vergessen
Im staubbedeckten Schrein,
Denn Albert zog viel lieber
Umher am lieben Rhein.
Er leerte manchen Becher
Auf's Wohl der holden Braut;
Denn arglos hat der Zecher
Auf ihre Treu' gebaut.

Und Keiner kämpfte kühner
In jeglichem Turnei,
Und führte Schwerdt und Lanze
So jeder Makel frei;

Und Keiner schützte besser
Vor wilder Räuberbrut
Der Pilger fromme Schaaren,
Der Kaufherrn reiches Gut.

Und doch, wie nennt er wenig
Von Gold und Schätzen sein!
Die graue Burg der Väter
Ragt einsam auf am Rhein,
Und ihre schönste Zierde
Ist nur ein Epheukranz,
Umglüht vom ersten Strahle
Und von dem letzten Glanz.

Bald soll in ihren Hallen,
So hat geträumt sein Herz —
Der Liebe Glück erblühen
Aus langem Harm und Schmerz.
Doch ach! da schallt die Kunde
So schrecklich an sein Ohr:
„Den reichern Freier wählte
Dein Liebchen, armer Thor!"

Da sucht er schmerzbeklommen
Das rothe Kreuz im Schrein,
Will zieh'n als Christi Streiter
Weit, weit hinweg vom Rhein,
Will zieh'n zum heil'gen Lande
Wohl über's wilde Meer, —
Schon Mancher zog hinüber
Und kehrte nimmermehr!

Ihm folgt der treue Knappe
Mit Streitaxt, Speer und Schild,
Und mit dem schweren Panzer,
In rothes Tuch gehüllt.
Sie reiten rasch vorüber,
Wo die Verhaßte wohnt,
Hoch oben in dem Rheinstein,
Der stolz am Wege thront.

Und einmal noch vom Berge
Schaut der gewalt'ge Thurm,
Ein helles Glöcklein klinget
Lang durch den Wintersturm. —
„Jetzt ziehen sie zur Kirche,"
Sagt Albert's Knappe laut,
Der aber denkt mit Schmerzen
Der ungetreuen Braut.

2.

Ein Schiff durchfleugt die Wogen,
Und grüßt das heil'ge Land,
Und tausend Krieger steigen
Mit Albert an den Strand.
Er ward gewählt als Führer
Nach einer heißen Schlacht,
Wo hundert Saracenen
Sein Schwerdt den Tod gebracht.

Sie knieen auf die Erde
Erfüllt von frommer Lust,
Und heilige Gesänge
Enthallen ihrer Brust.
Und Alle schwören wieder
Mit hohem Glaubensmuth,
Um's heil'ge Grab zu streiten,
Wo der Erlöser ruht.

Sie haben ja verlassen
Glück, Hoheit, Glanz und Macht,
Der Erde liebste Güter,
Und nur an Eins gedacht;
Der Reiche wie der Arme,
Der Jüngling wie der Greis,
Sie wollen Alle kämpfen,
Doch nicht um ird'schen Preis.

Und durch den Graus der Wüste
Zieht hin die fromme Schaar,
Bis sie mit Godfried's Streitern
Zum Kampf vereinigt war.
Jerusalem gewinnen
Will ihr erhabner Muth,
Und unaufhaltsam stürmen
Sie durch des Kampfes Wuth.

Und stürzen von den Mauern
Den grimmen Feind hinab,
Doch Albert, Tod im Herzen,
Sucht für den Leib ein Grab.

Wer kann ihm widerstehen
In seinem Siegeslauf?
Schon pflanzt er auf den Wällen
Das Kreuzesbanner auf.

Und er, der Tod nur suchet,
Er findet Ruhm allein!
Der erste deutsche Ritter,
Zieht er mit Godfried ein,
Und bringt auf jener Stätte,
Die Blut des Heilands trank,
Mit andachtvoller Seele
Den frömmsten Heldendank.

Doch als ein ächter Ritter
Schirmt er Verfolgte dann,
Behütet Frau'n und Kinder
Und Greise, wo er kann.
Die Höll' ist losgelassen
Und alle Engel fliehn,
Schon sieht er weit am Himmel
Die Feuersäulen ziehn.

Und Selim's schöne Tochter
Trägt er mit starkem Arm
Kühn durch den Brand des Harems
Und durch der Feinde Schwarm.
Doch ach! von einem Feuer
Fühlt er sein Herz entbrannt,
Das er auf ewig glaubte
Verlöscht im Vaterland.

3.

Zu Bingen landet glücklich
Ein reichbelad'nes Schiff,
Der Ferge soll nicht steuern
Vorbei am Felsenriff:
Und Ritter Albert lohnet
Ihm gern mit blankem Gold,
Dann hebt er auf den Zelter
Ein Fräulein wunderhold.

Und durch den weißen Schleier
Wallt dunkler Locken Pracht,
In ihrem Auge streitet
Des Tages Glanz mit Nacht.
Um ihre Glieder wallet
Ein seidenes Gewand,
Auf ihrem Busen funkelt
Ein Kreuz aus Morgenland.

Und wieder folgt der Knappe
Mit Panzer, Speer und Schild,
Und viele Knechte folgen
Und manches Frauenbild.
Mit frommer Ehrfurcht grüßet
Das Volk den edlen Zug,
Und manche Hand berühret
Das Kreuz, was Albert trug.

Nun geht die Schaar durch Bingen,
Und an die gelbe Nah,
Die der gepries'ne Ritter
Drei Jahre lang nicht sah.
Dann zieht er fröhlich weiter,
Hinab am Rheinesstrand,
Und grüßet mit Gesängen
Das traute Heimatland.

Dort raget wie vor Zeiten
Der Ehrenfels hinauf,
Es braust vorbei noch immer
Die Flut im wilden Lauf.
Bis an die Höhen grünet
Der Reben reicher Kranz,
Und Purpurtrauben schimmern
Herab im Abendglanz.

Und wieder ragt vom Felsen
Der Rheinstein stolz empor;
Doch horch! ein traurig Läuten
Tönt an des Ritters Ohr.
„Das ist die Todtenglocke"
Ruft Albert's Knappe laut;
Der aber neigt sich liebend
Zu der getreuen Braut.

„Könnt Ihr die schwarze Fahne
Auf Rheinsteins Zinnen seh'n?"
„„Ich seh' Zaïren's Locken
Nur durch den Schleier wehn!""

„Und hört Ihr Grabeslieder
Herniederhallen nicht?“
„„Ich höre nur Zaïren,
Die Liebesworte spricht; —

Drum reit', mein treuer Knappe,
Nach Sonneck rasch voraus,
Bestelle mir den Priester
In's kleine Gotteshaus;
Bestelle mir ein Lager
Zur sanften Ruh für Zwei,
Doch an der alten Tafel
Bestelle Platz für Drei.““

Der Ritter von Lorch.

1835.

„Hinauf trotz Furcht und Grauen,
Hinauf mein starkes Roß,
Dort oben bei grünen Auen
Steht meiner Liebsten Schloß.
Ich will in Wein dich baden,
Dich kämmen mit goldnem Kamm,
Und ewig mit Brod der Gnaden
Dich füttern wie ein Lamm.

Drum, immer ohne Zagen
Mein treues Roß hinauf,
Hast oft mich zur Schlacht getragen,
Zu Kampf und Siegeslauf.
Ich soll mir mein Lieb gewinnen,
So sprach ihres Vaters Mund,
Und ich will mir mein Lieb gewinnen,
Oder stürzen hinab in den Schlund."

So ruft der kühne Reiter,
Umstarrt von Tod und Grab —
Das Roß stürmt weiter und weiter,
Der Ritter schaut nicht hinab.
Er hört tief unten brausen
Die Wisper zum wilden Rhein,
Hört Sturm in der Höhe sausen
Und hängt wie ein Aar am Gestein.

Und wie zwei schwarze Flügel
Umflattert ihn sein Gewand,
Es flattert von Hügel zu Hügel,
Es wallt von Wand zu Wand.
Ha sieh! schon leuchten ihm Sterne,
Zwei Sterne wunderbar,
Und aus der duftigen Ferne
Weht goldnes Lockenhaar.

Und horch! jetzt tönen Lieder,
Jetzt strahlt's wie Himmelglanz —
Vom Thurme beugt sich hernieder
Sein Lieb und hält den Kranz.

Ihr Vater rufet bezwungen:
„Willkommen mein junger Held,
Du hast dir die Braut errungen,
Dem Kühnen gehört die Welt!“

Frauenlob's Tod.

1831.

Es läuten alle Glocken
Zu Mainz mit Trauerklang,
Und durch des Domes Hallen
Tönt ernster Grabgesang.

Ein Zug von edlen Frauen
Zieht ein durch's hohe Thor,
Und schwarze Fahnen wallen,
Es ragt ein Sarg empor.

Und um die schwarzen Fahnen
Flammt helles Kerzenlicht,
Und strahlt auf manches holde,
Verweinte Angesicht

Und strahlt auf einen Todten
Mit sanftem Glanz hinab,
Den acht der schönsten Frauen
Getragen an das Grab.

Sie weinen und sie singen
Ein Trauerlied zumal,
Und gießen Wein hernieder
Aus goldenem Pokal.

Und streuen Ros' und Myrthen
Und helles Rebenlaub
Hinab auf's harte Lager,
Wo ruhen soll sein Staub.

„Wen tragt ihr edle Frauen
So trüb und kummerbleich,
War es vielleicht ein König,
Der Krone ließ und Reich?"

„„Wir tragen keinen König,
Geziert mit ird'schem Glanz,
Und unverwelklich schmücket
Dies Haupt ein Lorbeerkranz.""

„So tragt ihr einen Helden
Aus ritterlichem Blut,
Der einst in wilden Schlachten
Gekämpft mit kühnem Muth?"

„„Wir tragen keinen Ritter,
Er ward nicht Held genannt,
Nur eine goldne Harfe
Trug diese fromme Hand.

Doch mit der goldnen Harfe
Kämpft er im Liederstreit,
Und hat sich Ruhm gewonnen
In allen Landen weit.

Wir tragen einen Sänger
In Traurigkeit und Schmerz,
Er weiht' uns seine Lieder,
Wir weih'n ihm unser Herz.

Und schweigt er gleich auf ewig,
Der uns so hoch erhob,
Tönt doch durch alle Zeiten
Sein Name: — Frauenlob!""

Sie sagen's und sie senken
Den Theuern in das Grab,
Und ihre Thränen fallen
Wie Perlensaat hinab.

Doch eine hohe Jungfrau
Schaut still von Ferne zu, —
Es nahm der bleiche Sänger
Ihr Glück und ihre Ruh.

Sie weint nicht, und sie klagt nicht,
Es schweigt allein ihr Mund —
Vielleicht nach wenig Tagen
Deckt sie der kühle Grund!

Ritter Brömser von Rüdesheim.

1834.

Ritter Brömser kommt gezogen
Aus dem heil'gen Morgenland,
Kommt nach sieben langen Jahren
Wieder an den Heimatstrand.

Hundert Saracenenkrieger
Hat sein Schwerdt dem Tod geweiht,
Und der Ruhm des frommen Ritters
Tönt durch alle Lande weit.

Narben zieren seine Stirne
Aus so mancher heißen Schlacht,
Aus dem Kampfe mit dem Drachen,
Den der Held einst kühn vollbracht.

Aber wilde Christenfeinde
Stürzten aus dem dunklen Wald,
Und der edle deutsche Ritter
Ward besiegt, gefangen bald.

Und in tiefen Kerkernächten
Naht der Schlaf ihm endlich mild,
Ihm erscheint in süßem Traume
Seiner Tochter schönes Bild.

Ihre Blicke hob sie betend,
Ihre Hände himmelan —
Und erwachend hatte Brömser
Ein Gelübde rasch gethan.

Er beschwört's mit heil'gem Schwure,
Er gelobt's dem Himmel treu:
Seine liebliche Gisela
Gott zu weihen, würd' er frei.

Und er ward's; er kommt gezogen
Aus dem heil'gen Morgenland,
Kommt nach sieben langen Jahren
Wieder an den Heimatstrand.

„Rüdesheim und Rhein und Auen,
Rebenberge seid gegrüßt —
Du auch Veste meiner Väter,
Die mein frommes Kind umschließt!“

Und er hebt empor die Blicke,
Und vom hohen Söller schaut
Eine holderblühte Jungfrau
Stolz und froh, gleich einer Braut.

Ihr zur Seite waffenglänzend
Steht ein Ritter hoch und kühn,
Traulich hält er sie umfangen,
Und Gisela's Wangen glühn.

Ritter Brömser's Zug kommt näher,
Und sein Lilienbanner wallt —
„Kind, mein Kind! —“ „„o Vater, Vater!““
Tönt's mit liebender Gewalt.

Und sie fliegt in seine Arme
An die theure Vaterbrust:
Aber ach, sein strenges Antlitz
Lächelt nicht zu ihrer Lust.

„„Vater, Vater! bist du's wirklich,
Und der Himmel hat erhört,
Was ich ihn so heiß gebeten,
Hoffnunglos von Angst bethört.““

„Kind, mein Kind, du hast mich wieder,
Frei von Kerkernacht und Leid,
Darum hab' ich auch dem Himmel
Dich als reine Braut geweiht.“

Ach, erbleichend sinkt Gisela
Stumm an ihres Otto's Herz —
Doch auf seinem Angesichte
Beben Liebe, Zorn und Schmerz.

„Wag's Gisela mir zu rauben,
Morgen wird sie mir getraut:
Mir gehört sie, mir verbunden
Ist die heißgeliebte Braut.“

Schwerter rasseln aus der Scheide,
Rauhe Worte tönen wild,
Doch Gisela schlingt die Arme
Um des theuren Mannes Schild.

„„Meine Brust durchbohr' erst Vater,
Nimm mein Leben, es ist dein;
Aber Geist und Herz und Liebe
Sind noch selbst im Tode sein.

„„Keines Andern will ich werden,
Keines — selbst des Himmels nicht!“ “
Wehe! dunkle Wogen hüllen
Plötzlich ein der Sonne Licht!

„Nun so sei verflucht auf Erden!“
Rufet Brömser wutherfüllt,
Und Gisela sinket nieder,
Ihren Geist hat Nacht umhüllt.

Rings das Volk ruft: Wehe, Wehe!
Über die Verfluchte laut,
Und die rauhen Knechte tödten
Otto in dem Arm der Braut.

Doch sie flieht in wildem Wahnsinn
Schnell am Rheinesstrand hinab:
Traurig hört's der fromme Brömser,
Wo sie sank in's Flutengrab.

Gisela.

1834.

Hat ein Schiffer grau und alt,
Spät sich noch vertraut den Wogen,
Wetternacht kommt rasch gezogen,
Und ein ferner Donner hallt.

Berg und Thal sind schwarz verhüllt:
Horch! — die Wasser rauschen leise,
Und empor nach Geisterweise
Taucht Gisela's bleiches Bild.

Warnend hebt's die weiße Hand,
Und um die verhüllten Glieder
Wallen feuchte Locken nieder,
Weit umher fließt das Gewand.

Und den Schiffer faßt ein Grau'n,
Eilig naht er den Gestaden,
Denn ein Sturm wird sich entladen
Über Berge, Strom und Au'n.

Kaiser Heinrich IV. in Bingen.

1834.

Der Nordwind braus't, es wogt der Rhein,
Und Nebel hüllt die Fernen ein;
Doch Kaiser Heinrich steigt auf's Roß,
Verläßt in Koblenz Heer und Schloß,
Und reitet fort mit kleiner Schaar,
Die stets ihm treu geblieben war;
Er will nach Mainz zum Reichstag geh'n,
Und seinen Feinden Rede steh'n.

Der Abend sinkt; es steigt der Sturm,
Schon raget Klopp's gewalt'ger Thurm
In dämmernder Gestalt empor,
Schon zeigt sich Bingens graues Thor,
Und an dem eisbedeckten Strom
Ragt in die Luft der alte Dom;
Doch Licht an Licht mit hellem Schein
Strahlt fröhlich in die Nacht hinein.

Gekommen ist die heil'ge Zeit,
Wo jedes Herz sich liebend freut;
Die Kinder denken an den Baum,
Die Eltern an den Jugendtraum;
Der Kaiser aber, gramerfüllt,
An sein Geschick so rauh und wild.
Er denkt wie freudenlos und trüb
Schon lang für ihn die Christnacht blieb.

Still schaut er in die dunkle Nacht,
Und manches finstre Bild erwacht,
Und manche feindliche Gestalt
An seinem Geist vorüberwallt.
Vergang'ner Zeit denkt er mit Schmerz,
Und vor der Zukunft zagt sein Herz;
Denn Pfaffenlist und Feindeswuth,
Sie brachen ihm den Lebensmuth.

An Heinrich denkt er, seinen Sohn,
Der frech gestrebt nach Reich und Thron,
Und der sein greises Heldenhaupt
Unwürdig einer Krone glaubt;
Der seinen Feinden sich verband
Und wild erregt das deutsche Land —
Ach! und der Vater ahnet nicht,
Daß er noch ganz das Herz ihm bricht.

Er glaubt' dem Heuchler und verzieh,
Als er vor ihm gebeugt das Knie,
Und nahm ihn wieder an sein Herz,
Vergessend allen Groll und Schmerz.
Doch Heinrich, voller List und Trug,
Eilt ihm voran mit seinem Zug,
Zu Bingen sinnend auf Verrath
Und gottverdammte Räuberthat.

Jetzt hält der Kaiser müd' am Thor,
Und Heinrich's Marschall tritt hervor,
Er beugt das Knie — „Herr, euer Sohn
Entsandte treue Boten schon;

Gefährlich wär's nach Mainz zu geh'n,
Eh dorten eure Freunde steh'n:
Geliebt's euch, weil't auf Klopp die Nacht,
Bis morgen Kunde wird gebracht."

Der Kaiser nickt — „„Ha, saht ihr nicht
Dort drüben meines Sohns Gesicht?""
Nacht hüllt die Stelle wieder ein
Und seine Diener sagen: Nein.
Da zieht der Kaiser still hinauf
Und Klopp thut seine Pforten auf,
Er steigt vom Roß, die Brücke fällt, —
Gefangen ist der alte Held.

Horch, eh'rne Tritte — Waffenklang,
Was rasselt durch den Bogengang?
Umleuchtet jetzt vom Fackelstrahl
Droht um den Kaiser mancher Stahl;
Verrath, so seufzt er schmerzerfüllt
Und hat sein tapfres Schwerdt enthüllt:
„„Ach, Heinrich, Heinrich,"" ruft er laut,
„„Dir hat ein Vaterherz vertraut!""

Und kühn und fest um ihn gereiht
Kämpft seine Schaar den harten Streit,
Und Jeder gibt mit hohem Muth
Für seinen Herrn das treue Blut.
Doch endlich siegt der Feinde Macht,
Und die Getreuen decket Nacht,
Bleich steht der Kaiser und allein,
Im Blicke Wuth, im Herzen Pein.

„Ergebt euch, Herr!“ so tönt's umher,
„Ihr seid nicht länger Kaiser mehr.
Dem fünften Heinrich schwuren wir,
Der vierte bleibt gefangen hier.“
Da sinkt das Schwerdt aus seiner Hand,
Er hat den Blick empor gewandt,
Und eine Thräne schwer und heiß
Rollt auf der Erde starres Eis.

Dann wankt er durch die Kriegerschaar,
Die still um ihn versammelt war.
Bald schließt ihn ein der hohe Thurm,
So wild umbraust vom Wintersturm;
Doch eine finstere Gestalt
Empfängt des Thurmes Schlüssel bald,
Sie schwindet, wie ein böser Geist,
Der Unglück oder Tod verheißt.

Und an des Kaisers Kerker wacht
Ein Krieger, kühn in jeder Schlacht,
Sein Schwerdt, das nie umsonst gedroht,
Ist noch vom Heldenblute roth;
Doch wie? — dem trüben Aug' entquillt
Jetzt eine Thräne fromm und mild?
Und des betrognen Vaters Schmerz
Hat tief gerührt sein rauhes Herz!

Er denkt an seines Vaters Haar,
Das greis, wie Kaiser Heinrich's war,
Eh' er gezogen in die Welt,
Die ihn mit schnöden Banden hält;

Und schwört in seinem Herzen still,
Daß er den Kaiser retten will.
Doch daß der Schwur ihm heil'ger sei,
Legt er die Hand auf's Schwerdt dabei.

Und Wochen flohen trüb und bang,
Eh' Heinrich's Rettung ihm gelang,
Doch endlich ward sie kühn vollbracht,
Und Beide flieh'n in Pilgertracht.
Doch Er, der einst geherrscht im Reich,
Ist nun verstoßen krank und bleich,
Und dankt dem Himmel — doch mit Schmerz
Für dieses Eine treue Herz.

Der Mäusethurm.

1834.

Rasch fliegt mein Schiff von dannen,
Die nächtigen Ufer flieh'n,
Und an den dunklen Bergen
Seh' ich die Wolken zieh'n.

„Sag' an, mein alter Schiffer,
Wie heißt der graue Thurm,
Den dort auf kahlen Felsen
Umbraust der Wogensturm?“

„„Der dort so traurig raget,
Umbraust vom Wogensturm
Seit längst vergangnen Zeiten,
Das ist der Mäusethurm.““

„Wer wohnt in seinen Hallen?
Ich seh' ein schwaches Licht,
Das aus den Fensterbogen
Mit irrem Strahle bricht.“

„„Dort wohnet Bischof Hatto
Neunhundert Jahre schon,
Und kann zur Ruh' nicht kommen
Auf seinem Felsenthron.

Er hat zu Mainz im Grimme
Die Hungrigen verbrannt,
Als sie um Brod geschrieen,
Mit Waffen in der Hand.

Hört ihr die Mäuse pfeifen?
So rief er höhnend aus,
Als ihre Todesklage
Tönt' aus dem Flammengraus.

Da kommen alle Mäuse
Rings aus dem Land umher,
Nicht Ruhe konnt' er finden
Vor ihrem grimmen Heer.

Man bracht ihm alle Katzen,
Die besten weit und breit,
Doch keine that von allen,
Den Mäusen was zu Leid.

Wollt' er die Messe halten
Und hob den Kelch empor,
So sprang mit lautem Pfeifen
Rasch eine Maus hervor.

Und wollt' er sich beim Mahle
Erfreu'n im hohen Saal,
So sprangen tausend Mäuse
Umher, zu seiner Qual.

Und schloß er seine Augen,
Voll Schlaf und Kummer zu,
Da weckten ihre Schaaren
Ihn bald aus kurzer Ruh.

Allnächtlich muß er träumen
So fürchterlich und schwer,
Ihm ist als schwebten viele
Gestalten um ihn her.

Die Frau'n und Kinder kommen,
Die Männer aus dem Grab,
Sie wogen bleich und drohend
Wie Nebel auf und ab.

Er hat sie einst gesehen,
Er hat sie einst gehört,
Eh' sie zu Staub zerfielen,
Von wilder Glut verzehrt.

Da flieht er voll Verzweiflung
Auf jenen Thurm im Rhein,
Und wähnt sich endlich sicher
Und schläft beruhigt ein.

Als Mitternacht gekommen,
Weckt ihn der alte Klang,
Es naget an der Thüre,
Es pfeifet auf dem Gang.

Und mit Entsetzen sieht er
Bei'm bleichen Lampenschein,
Die Mäuse sind gekommen
Auch durch den wilden Rhein!

Und wieder in die Seele,
Kommt ihm der Traum so schwer,
Ihm ist als schwebten plötzlich
Gestalten um ihn her.

Sie kommen immer näher,
Er kann sich retten nicht,
Und schleudern schwarze Mäuse
Ihm in das Angesicht.

Da faßt ihn finstres Grauen
Und banger Todesschmerz;
Gebrochen ist sein Auge,
Gebrochen ist sein Herz. —

Oft schon in stillen Nächten
Schifft' ich am Thurm vorbei,
Und sah die Lampe schimmern,
Und hört' den Todesschrei. —

Seht ihr wie aus den Fenstern
Ein schwacher Schimmer irrt?
Horcht! — hat nicht durch die Lüfte
Ein banger Ruf geschwirrt —?""

Die sieben Wächter.

1834.

Sieben Deutsche, treu und muthig,
Halten Wacht auf Hatto's Thurm,
Und drei Schwedenschiffe rudern
Durch den wilden Wogensturm.

Schon ist Rüdesheim gewonnen
Von des Nordlands kühnem Sohn,
Ehrenfels, die stolze Veste,
Trägt ein Schwedenbanner schon.

Aber aus dem alten Thurme
Kracht ein Kugelregen noch.
Und schon sinken viele Schweden
Blutend in das Bingerloch.

„Folgt mir!“ ruft der Schwedenführer
Mit den Waffen in der Hand,
Und sie donnern an die Pforte,
Sprengen Schloß und Eisenband.

Schon erstürmen sie die Treppe,
Eingehüllt in Pulverdampf,
Doch die sieben treuen Wächter
Stehen fest im wilden Kampf.

Und die Feinde stürzen fliehend
Über Leichen jetzt zurück,
Doch ihr Hauptmann treibt sie vorwärts,
Mahnt an Schwedens Ruhm und Glück.

Mahnt sie an den Tod der Brüder,
Spottet jener kleinen Schaar,
Ha! — schon reißt ihm eine Kugel
Seinen Hut vom lock'gen Haar.

Drauf entbrennt der Kampf gewalt'ger,
Und sechs Deutsche fallen kühn.
Ja, so brechen tapfre Herzen,
Junge Eichen frühlingsgrün! —

Und der Letzte kämpft sich glücklich
Aus dem dunklen Heldengrab,
An das reine Licht des Tages
Durch der Feinde Schaar hinab.

Aber draußen — blut'ge Schwerter
Kreisen um den Heldensohn,
Und er springt auf einen Felsen,
Doch sein Auge dunkelt schon.

„Nimm Pardon und gib die Waffen,“
Sagt der Schwedenführer mild —
„„Kein Pardon!““ ruft stolz der Deutsche,
Stürzt sich in die Fluten wild.

Die Braut von Rheinstein.

1834.

Es klingt herab aus Rheinsteins Mauern
Wie Harfenton und Flötenlaut —
Doch ach! mit Klagen und mit Trauern
Zieht langsam aus der Burg die Braut.
Und weinend richtet sie bei'm Scheiden
Nach Reichenstein den Blick hinab,
Denn was sie liebte muß sie meiden,
Und schwur doch Liebe bis in's Grab.

Dort von der Veste schaut mit Schmerzen
Ihr Ritter Kuno jetzt in's Thal,
In seinem wilddurchstürmten Herzen
Des Hasses und der Liebe Qual.
Den Oheim sandt' er aus, zu werben
Für ihn um die geliebte Maid;
Der gönnte nicht die Braut dem Erben,
Hat treulos für sich selbst gefreit.

Bleich sitzt sie auf dem weißen Rosse,
Das einst Herrn Kuno zugehört:
Ach, Niemand ist im lauten Trosse,
Der mild auf ihre Klagen hört.
Denn frohe Saitenklänge schallen,
Herab vom Berge tönt Gesang,
Und Niemand sieht die Thräne fallen,
Die heiß aus ihrem Auge drang.

Ihr Vater mit gebleichtem Haare,
Rauh, hart und geizig, feig im Streit,
Gibt ihr zum bräutlichen Altare
Mit stolzer Freude das Geleit.
Es zieht mit ihr an Kuno's Stelle,
Kurt, der Verräther — bald ein Greis, —
Schon glänzt, umrauscht von klarer Welle,
Das Clemenskirchlein hell und weiß.

Und horch, und horch! — die Glocke klinget,
Und meldet weit umher den Zug.
Daß sich kein Retter niederschwinget
Zur Erde jetzt, im Adlerflug!

Schon zweimal hat mit kühnem Streben,
Herr Kuno Gerda's Raub versucht,
Und brachte Freiheit kaum und Leben
Zurück, in trauervoller Flucht.

Nun ist sein Hoffen ganz entschwunden,
Nun ist gebrochen fast sein Herz:
Er wähnt, es könne nie gesunden
Von seinem tödtlich heißen Schmerz.
Nur heute schaut er noch hernieder
Von seiner Burg in stiller Qual;
Doch morgen — nimmer kehrt er wieder
Aus frommer Klosterbrüder Zahl.

Wie blickt er in des Thales Weiten,
Und nach dem Kirchlein unverwandt:
Jetzt sieht er beide Ritter reiten,
Und Gerda jetzt im Brautgewand.
Sein Athem stockt — Sein Herz klopft bänger,
Schon hält der Zug am off'nen Thor —
Ha! plötzlich durch die Reih'n der Sänger
Braust Gerda's weißes Roß hervor.

Es schäumt und knirscht in seine Zügel,
Und steigt mit wüthender Gewalt;
Doch Gerda hält sich fest im Bügel,
Die stolze herrliche Gestalt.
Von einer Bremse wundgestochen,
Flieht zornentflammt das edle Thier, —
Schon hat's der Diener Schaar durchbrochen,
Und stürmt am Rhein hinab mit ihr.

Erst schmettert es mit seinen Hufen
Den alten Herrn von Rheinstein hin,
Doch Kurt sprengt nach mit lautem Rufen,
Den Zügel fester anzuziehn;
Die Braut, umwallt vom langen Schleier,
Treibt aber selbst das flücht'ge Roß,
Es trägt sie, statt zum falschen Freier,
Hinauf an des Geliebten Schloß.

Und Kurt, durchglüht von Zornesflammen,
Denkt kühn, er hole sie noch ein,
Da stürzt sein armes Roß zusammen,
Und der Verfolger liegt im Rhein.
Doch Kuno senkt in Eil' die Brücke,
Als er, was sich begab, erschaut,
Und halb im Traum — mit sel'gem Blicke
Empfängt er die geliebte Braut.

Des Rheinberger's Grab.

(Im Wisperthal. 1832.)

Kommt eine junge Maid gegangen
Mit Muschelhut und Pilgerstab,
Ihr Blick ist trüb und bleich die Wangen,
Sie suchet ihres Liebsten Grab.

Er gab ihr einst in schönern Tagen,
Der Treue Schwur und hielt ihn nicht:
Lebt' er beglückt — sie hätt's ertragen,
Doch seinen Tod erträgt sie nicht.

Und wo des Rheinbergs Thürme schauen
Hoch über's wilde Wisperthal,
Da zeigt ein Landmann ihr voll Grauen,
Wo ihn getroffen Feindesstahl.

Da ruht er in dem lockern Grunde,
Des Landes Furcht, der wilde Graf,
In seiner Brust die Todeswunde,
So schläft er nun den längsten Schlaf.

Er ist im kühnen Kampf gefallen
Mit Bischof Werner's Übermuth,
Verödet nun sind Rheinbergs Hallen,
Verheert sein Land, geraubt sein Gut.

Es blieb kein Freund ihm, kein Getreuer,
Die Bund'sgenossen fielen ab;
Doch — einem Herzen blieb er theuer,
Rauscht gleich der Bannfluch um sein Grab.

Gebete tönten nicht und Lieder,
Weihwasser netzt die Stelle nicht,
Doch heil'ge Thränen fallen nieder,
Umdunkelnd ihrer Augen Licht.

Und mit dem schwachen Pilgerstabe
Gräbt sie ein Eichenbäumchen aus,
Pflanzt es zu Häupten an dem Grabe,
Und wandert fort ins Gotteshaus.

Doch wenn in stillen Klosterhallen
Sie ausgeträumt den Lebenstraum,
Wenn längst des Ritters Grab zerfallen,
Dann rauscht noch stolz und schön der Baum.

Der Bacchusaltar.

(Im Rhein bei Bacharach. 1829.)

Reichbefrachtet mit bekränzten Zechern
Schwankt durch seichte Fluten dort ein Kahn,
Und an einem Felsen legt er an,
Und sie steigen aus mit vollen Bechern;
In den Händen Thyrsusstäbe,
Grün umschlungen von der Rebe,
Opfern da die heitern Römerknaben
Des besiegten Landes beste Gaben

„Evoe Bacchus! guter Gott der Reben,
Dem kein Tempel noch zum Himmel ragt,
Wo dies rauhe deutsche Volk es wagt
Deiner Macht und uns zu widerstreben:

Aus der silberklaren Welle
Hebt sich hier an alter Stelle
Dein Altar, ein deutungsvolles Zeichen,
Daß du segnend kommst zu diesen Reichen."

Und es muß der schwarze Widder bluten
Auf dem frühgeweihten Opferstein;
Reich vermischt mit Muskatellerwein
Strömen jetzt zum Rhein die heil'gen Fluten;
„Evoe" hallt's von jedem Munde,
Zu den Bergen in der Runde,
Aber in den rasch entglühten Flammen
Fällt des Opfers Leib in Staub zusammen.

Pfalzgraf Hermann von Stahleck.

1834.

Pfalzgraf Hermann zieht vor seiner Schaar
Stumm und düster, ein gelähmter Aar,
Und ihm folgen traurig die Vasallen
Wieder heim in Stahlecks stolze Hallen;
Durch die Säle tönt nicht Becherklang,
Nicht wie sonst der Harfner froher Sang.

Tief verwundet ward sein kühnes Herz.
Aber nicht von heißem Liebeschmerz,
Längst vergessen ruht nach mancher Klage
Die Geliebte seiner Jugendtage.
Was ihm nun den innern Frieden nahm
Ist ein andrer nie gefühlter Gram.

Kaiser Friedrich, weise, groß und kühn,
Häufte Schmach auf Arnold *) und auf ihn,
Denn sie brachen wild des Landes Frieden,
Und zum Reichstag waren sie beschieden,
Dort erklang des edlen Kaisers Spruch:
„Traget Hunde für den Friedensbruch.“

Und der hohe Pfalzgraf beugt das Haupt,
Wie die Eiche, die der Sturm entlaubt,
Und dann folgen traurig die Vasallen
Wieder ihm nach Stahlecks stolzen Hallen,
Durch die Säle tönt nicht Becherklang,
Nicht wie sonst der Harfner froher Sang.

Und er stützt sich matt auf's treue Schwerdt,
Einst in jedem Kampf so gut und werth,
Blickt hinab in's Thal mit tiefem Trauern,
Über Stahlecks hochgethürmte Mauern:
Aus der Tiefe rauschet leis' der Rhein
Und die Berge grüßet Abendschein.

---

*) Arnold von Selenhofen, Erzbischof von Mainz.

Lange steht er stumm und starrt hinab,
Wie in eines Freundes off'nes Grab —
Aber endlich aus dem wunden Herzen
Brechen wild die langverhehlten Schmerzen,
Und mit alter schnellentflammter Glut
Schleudert er das Schwerdt hinab zur Flut.

Und er ruft die Mannen allzumal
Und die treuen Diener in den Saal.
Als sie still und staunend ihn umringen,
Läßt er seine reichen Schätze bringen,
Gold und Silber, Waffen und Gewand,
Und er theilet sie mit güt'ger Hand.

„Lebet wohl!" so ruft er endlich aus:
„Ewig laß ich nun mein Vaterhaus,
Und verborgen hinter Klostermauern,
Will ich ob verlorner Ehre trauern."
Eilig legt er seine Rüstung ab,
Und ergreift den armen Pilgerstab.

Alle weinen, Alle klagen laut,
Die so kühn und stolz ihn sonst geschaut,
Und sie sinken flehend vor ihm nieder:
Aber schweigend steigt der Graf hernieder,
Denn beschlossen ist sein Heldenlauf,
Und ein stilles Kloster nimmt ihn auf.

Burg Gutenfels.

(Bei Caub. 1835.)

Aus seiner Felsenburg bei Caub
Zieht Graf von Falkenstein,
Und Guta, seine Tochter, folgt
Mit stolzem Zug am Rhein;
Er will mit ihr nach Frankfurt reiten,
Wo lange schon in voller Zahl
Des deutschen Reiches Stände streiten,
Um eine neue Kaiserwahl.

Und Ritterspiel und Festgelag
Verkürzen dort die Zeit,
Den schönsten Frauen war, wie heut,
Der Männer Herz geweiht:
Doch unerhört blieb jedes Flehen
Um Gräfin Guta's weiße Hand —
Kein schönres Weib ward mehr gesehen,
Kein edleres im deutschen Land.

Ach! einem britt'schen Ritter folgt
Gefesselt schon ihr Blick.
Er reitet stets aus jedem Kampf
Als Sieger stolz zurück.

Sein Auge sucht die Maid vor Allen,
Sie scheint ihn liebend zu versteh'n,
Und ihren Handschuh läßt sie fallen —
Er fliegt herbei, er hat's geseh'n;

Und beugt das Knie vor ihrem Sitz,
Und hebt sein Haupt entzückt:
„O dürft' ich euer Ritter sein,
Wie wär' mein Herz beglückt!
Darf ich am Helm den Handschuh tragen,
Der eurer schönen Hand entfiel?
Er stärke mich zu jedem Wagen,
In blut'gem Ernst und heitrem Spiel."

Und Guta, mit verschämter Glut,
Gibt ihm Gewährung mild.
Wer ist er doch, der schöne Held,
Er führt den Leu'n im Schild?
Der Bischof Conrad kennt den Ritter,
Turnieren darf er auf sein Wort;
Er zog herbei wie ein Gewitter,
Nun braust er gleich dem Waldstrom fort.

Und er gewinnt den schönsten Dank
Aus edler Frauenhand,
Doch Guta's Handschuh dünkt ihm mehr
Als jeder goldne Tand.
Und Abends, wenn der muntre Reigen
Im hohen Römersaal erklingt,
Da darf er oft zu ihr sich neigen,
Darf sagen was sein Herz durchdringt.

Er schwört ihr seine Liebe bald,
Sie sagt ihm Treue zu.
„O Fräulein harrt drei Monde lang
Auf mich in stiller Ruh —“
„„Ich harre treu und will nicht wanken,
Begehrte selbst ein König mein.““
Er steht versunken in Gedanken
Und sagt: — „Dann bin ich ewig dein!“

Doch schon nach wenig Tagen wird
Schön Guta trüb und bleich,
Verschwunden ohne Abschied ist
Ihr Freund aus fremdem Reich.
Bald hört sie „zu den Waffen!“ schreien,
Geschehen ist des Spaniers Wahl,
Und ach! im Kampfe der Parteien
Sank Er vielleicht durch Feindesstahl.

Trier hat mit Sachsen im Verein
Alphons zum Herrn ernannt,
Gesandte werden abgeschickt
Zu ihm in's ferne Land.
Doch Mainz und Köln, sie widersagen,
Und Bayern will von dannen ziehn,
Denn Deutschlands Krone soll nur tragen
Richard von Cornwall, reich und kühn.

Da kehrt zurück auf seine Burg
Der Graf von Falkenstein,
Und Guta schaut fünf Monde lang
Wohl auf und ab den Rhein.

Viel Freier nach vergeb'nen Bitten
Zieh'n wieder heim auf ihrer Bahn;
Da kommt ein hoher Held geritten
Mit großem Zug, und klopfet an.

„Mach' auf Herr Graf, die feste Burg,
Dein König Richard naht,
Bekämpft sind seine Feinde nun,
Geebnet ist sein Pfad.
Er kommt um Guta's Hand zu werben,
Will mit ihr theilen seinen Thron."
„„O Herr! die wird vielleicht bald sterben,
Ist bleich und krank zwei Monde schon.""

„So sag' ihr mein Begehren nur
Herr Graf von Falkenstein,
Sie wird gesund, die schöne Maid,
Von meiner Krone Schein."
Der Vater geht mit trübem Schweigen,
Und kehrt mit finst'rem Ernst zurück:
„„Ihr kranker Sinn ist nicht zu beugen,
Sie dankt für das gebotne Glück.""

Doch Richard nimmt den Helm vom Haupt,
Und höher klopft sein Herz:
„Bringt diesen Handschuh zu ihr hin,
Dann endet bald ihr Schmerz. —
Als armer Ritter ohne Namen
Gewann ich ihre Liebe mir,
Doch feindlich wilde Stürme kamen,
Und rissen mich hinweg von ihr."

Voll freud'gen Staunens ruft der Graf
Zu sich herab die Maid.
„Kennst du den Handschuh?" fragt er streng,
„Ist Liebesgram dein Leid?
Da kommt ein armer Ritter eben
Dicht hinter Richard's Schaaren drein,
Der sagt, du habest ihm gegeben
Den Schwur der Treue, fest und rein."

„„Ja theurer Vater! zürne nicht,""
Sagt sie mit leisem Wort,
„„Ich schwur ihm Treue, fest und rein,
Die halt' ich hier und dort.""
„So schnell dem unbekannten Recken
Schwur einst die Gräfin Falkenstein —
Ha! Klostermauern mögen decken
So thöricht eitle Liebespein."

„Grüß deinen König," sagt er jetzt,
Und führt sie durch den Saal,
Da steht vor ihr im Königsschmuck
Der Ritter ihrer Wahl.
Und selig sinken an die Herzen
Sich beide nun mit Jubelton,
Vergessen sind der Liebe Schmerzen,
Und sie empfängt der Treue Lohn. —

Verschwunden längst ist jene Zeit
Und ihre Kinder ruh'n,
Zerfallen trauert über Caub
Die stolze Veste nun.

Doch seit der schönen Guta Tagen
Ward Gutenfels die Burg genannt,
So melden halbverklungne Sagen
Dem Wandrer leis' am Rheinesstrand.

Die sieben Schwesterfelsen.

(Bei Oberwesel im Rhein. 1833.)

Der junge Walther kehrt von Schönberg wieder,
Und wankt zum Tode fort in bitt'rem Schmerz,
Auf ewig schweigen seine süßen Lieder,
Er ward verhöhnt in fürchterlichem Scherz.
Sechs Schwestern halfen Adelgunden
In Übermuth und eitler Lust,
Mit kaltem Spotte zu verwunden
Die stolze treue Sängerbrust.

Gar mancher Ritter hat des Schlosses Hallen
Verlassen schon, um in den Tod zu gehn;
Zwei sind verzweifelnd in der Schlacht gefallen,
Weil sie nicht konnten Liebe sich erfleh'n,
Zwei Andre zogen in die Weite
Nach Palästinas fernem Strand,
Und zwei, nach eifersücht'gem Streite,
Erschlugen sich mit wilder Hand.

Doch ach! verhöhnt, betrogen waren Alle,
Die sieben Schönen bleiben kalt und frei,
Und dennoch fiel auch Walther in die Falle,
Weiht' Adelgunden seine Liebe treu.
Erst schien sie mild ihn zu verstehen,
Dann ward er fremd und stolz verschmäht;
Sie sieht ihn lächelnd von sich gehen,
Und weiß, daß er zum Tode geht.

Er stürzt sich voll Verzweiflung in die Wogen,
Die Wasser kühlen seines Busens Glut;
Die Erde flieht — er wird hinab gezogen,
Wo mancher goldne Hort verborgen ruht.
Und bleicher werden seine Wangen,
Er fühlt nicht mehr des Herzens Schlag,
Er denkt nicht mehr mit Leid und Bangen
An seiner Jugend trübsten Tag.

Manch' Fischlein sieht er auf und nieder schweben,
Und freundlich sagt ihm ein bemooster Hecht:
„Du mußt dich in der Lurley Haus begeben,
Ich führe dich, mein schmucker Edelknecht.
Die Sitte will seit alten Tagen,
Daß du der Königin sogleich
Die Schmerzen mußt und Leiden klagen,
Warum du flohst in unser Reich.

Und hat sie dich gerecht und gut befunden,
So nimmt sie dich als milde Herrin auf,
Und plötzlich heilen alle deine Wunden,
Denn du beginnest schönern Lebenslauf;

Doch hast du die gewagte Reise
Als Schelm gemacht und wüster Thor,
Dann, Lieber, dienest du zur Speise
Uns, ihrer Boten schnellem Chor.

Die besten Ritter sind bei ihr zu schauen,
Doch auch gemein'rer Pöbel wird dir nah'n;
Auch triffst du schöne Mädchen, edle Frauen
Aus guten hochberühmten Häusern an.
Erst kürzlich kam herabgeschwommen
Gisela Brömser, wunderhold,
Sie ward gar freudig aufgenommen,
Trägt eine Harfe nun von Gold."

Es schweigt und winkt ihm zu der graue Schwimmer,
Und breitet eilig seine Floßen aus;
Bald steht, umstrahlt von diamant'nem Schimmer,
Vor Walther's Blicken ein krystall'nes Haus.
Er hört ein wunderbares Klingen,
Und manchen halb vergess'nen Sang;
Sind's Nixen, die so lieblich singen,
Ist es der goldnen Harfe Klang? —

Nun tritt er in die reichgeschmückten Hallen,
Und Frau'n und Ritter grüßen ihn so mild,
Bald sieht er lange Silberschleier wallen,
Und vor ihm steht der Lurley schönes Bild.
„Was willst du," fragt sie sanft und leise,
„Warum verließest du die Welt?
Oft sangst du schön zu ihrem Preise,
Und warst im Kampf ein tapf'rer Held."

„„O Lurley, Königin der stillen Tiefen,
Die Liebe hat mich in den Tod gejagt!
Als mir im Busen alle Lieder schliefen,
Und selbst die Harfe jeden Trost versagt,
Da sucht' ich Ruh' in deinen Fluten
Für mein gebroch'nes wundes Herz,
Und sieh! schon hört es auf zu bluten,
Vergessen ist der Erde Schmerz.""

„Er sei vergessen! — lebe fröhlich wieder,
Und deine Harfe töne süßer fort;
Doch auf, ihr Nixen, singet Zauberlieder,
Ihr Winde tragt sie rasch nach Schönberg dort.
Lockt sie herab mit Schmeicheltönen,
Die sieben Schwestern, stolz und kalt,
Und keine Macht soll mehr versöhnen
Der Lurley rächende Gewalt."

Die Nixen singen und die Winde rauschen,
Schon hallt es süß zur Grafenburg empor.
„Ein Ständchen wohl?" Die schönen Jungfrau'n lauschen,
Und eine folgt der andern aus dem Thor.
„Wohin, wohin?" — „„Auf sanfter Welle
Wir schaukeln horchend uns am Strand;""
Schon ist ein kleines Schiff zur Stelle —
Wer stößt es denn so wild vom Land?

Ha! unaufhaltsam treiben sie die Wogen
Mit Sturmeseile von dem Ufer weit,
Und plötzlich ist der Himmel schwarz umzogen,
Die Lurley taucht empor im Nebelkleid.

„Halt!“ ruft sie streng; das Schiff bleibt stehen,
Gehorsam sind ihr Well' und Wind:
„Die Strafe folget dem Vergehen,
Seid ganz was eure Herzen sind.“

Das Schiff versinkt, bald schweigen alle Klagen,
Die sieben Schwestern wandeln sich in Stein,
Und ihre kahlen Felsenhäupter ragen
Starr, unbewegt und traurig aus dem Rhein.
Zwei Pilger, die vorüber ziehen,
Sehn staunend sich das Wunder an.
Hell scheint der Mond — die Wogen fliehen
Bald wieder still in ihrer Bahn.

Die Sage von der Lurley.

1833.

Hoch ob des Lurleys steilen Höhen
Jagt Pfalzgraf Albrecht's kühner Sohn,
Der schönste Hirsch, den er gesehen,
Ist, nah schon, seinem Speer entfloh'n.

Er folgt ihm weiter, immer weiter,
Bis an des Abgrunds steilen Rand,
Und endlich wirft der wilde Reiter
Das Eisen glücklich und gewandt.

Getroffen sinkt von seinen Händen
Zur Erde hin das edle Wild:
Sieh, da entsteigt den Felsenwänden
Ein schilfbekränztes Frauenbild.

Hat er im Traume denn gesehen
Dies Antlitz, dieser Augen Blau?
Nein, ihre Locken sah er wehen
Vom Lurley oft durch's Nebelgrau.

Oft hört er auch ein Lied erklingen,
Das süß um Lieb' ihn angefleht,
Bald schien es aus der Flut zu dringen,
Ward bald vom Fels ihm zugeweht.

Und oftmals dann im Mondenscheine,
Wenn leise der Gesang verhallt,
Taucht aus dem mildbeglänzten Rheine
Empor die winkende Gestalt.

Wer wollt' auf Männerschwur nicht bauen?
Stets flieht er treu zu seiner Braut,
Weil ihm vor Fee'n und Nebelfrauen
Und bleichen Wassernixen graut.

Doch endlich ist es ihr gelungen,
Er ward verlockt in ihren Bann,
Wo nun vom Zauber rasch umschlungen
Er nimmermehr entfliehen kann.

„Halt!“ ruft sie jetzt mit sanftem Beben,
„Du jagtest auf verpöntem Land,
Und mir verfallen ist dein Leben,
Gibst du mir nicht ein hohes Pfand.

Tief unten in krystallner Helle
Steht mein uraltes Felsenhaus,
Leis' rauscht darüber hin die Welle
Und Fischlein ziehen ein und aus.

Viel schöne Frau'n und Recken wohnen
Bei mir in Frieden, still und gut,
Sie tragen schilfgeflocht'ne Kronen,
Und suchten Ruh' einst in der Flut.

Sie singen wunderbare Lieder
Und Sagen aus vergangner Zeit,
Die rauschen auf und rauschen nieder
Mit Well' und Wind in Ewigkeit.

Und willst du mein Gemahl nicht werden,
Und willst du nicht ihr König sein?
Wir steigen fröhlich auf zur Erden,
Wir sinken fröhlich in den Rhein.

So gib mir denn dein Herz zum Pfande,
Verfallen ist mir schon dein Leib,
Und nieder führ' ich dich zum Strande
Als dein beglücktes, treues Weib.“

„ „Entfleuch, du Nebelbild, von hinnen,“ “
Ruft Hugo jetzt voll Grau'n und Schmerz,
„ „Ich will kein Zauberweib gewinnen,
Und andrer Liebe schlägt mein Herz.

Doch ob verfallen ist mein Leben,
Weil ich gejagt in deinem Bann,
Drauf soll mein Schwerdt die Antwort geben,
Wenn sie dein Kämpfer fordern kann.“ “

So spricht der Held mit strenger Stimme,
Doch weh' ihm, daß er sie verschmäht:
Rasch fährt empor in wildem Grimme,
Die noch vor kurzem sanft gefleht.

Aus ihren Augen sprühet Feuer,
Aus ihren Locken brauset Sturm,
Zur Wetterwolke wird ihr Schleier,
Und riesig wächst er wie ein Thurm.

„Herauf, herauf ihr Wellenrosse!“
So ruft sie laut hinab zum Strand;
Da brausen auf aus ihrem Schlosse
Zwei Wogen bis zum Felsenrand.

Sie schwingt ihn auf, sie fährt hernieder,
Vom hohen Lurley in die Flut. —
Doch bald entsteigen sanfte Lieder
Der Tiefe, wo der Ritter ruht:

„Er schläft auf weichem Lager,
Der kühne Heldensohn,
Ich hab' ihn sanft gebettet,
Weh mir, er liebt ja schon!

Gern setzt' ich eine Krone
Ihm auf das Lockenhaar,
Von tausend Diamanten,
Schön wie noch keine war.

Gern gäb' ich einen Zepter,
Ihm in die starke Hand,
Vom Meere sollt' er herrschen,
Bis hoch in's Schweizerland.

Wir lebten hier in Frieden,
So lang der Rhein noch fließt,
So lang den Lurleyfelsen
Noch Mondenschein begrüßt.

Singt Nixen, singt ihm leise,
In's Ohr mit Schmeichellaut,
Doch ach! er träumt vom Vater,
Er träumt von seiner Braut.

Am Ufer steht sie traurig
Und weint hinab zur Flut,
Und auch sein greiser Vater
Klagt mit gebroch'nem Muth.

Er zuckt im Schlaf zusammen,
Er fährt empor im Schmerz:
Schwer sind die Thränenperlen
Gefallen auf sein Herz!

Und tiefer, immer tiefer,
Neigt sich die Maid herab,
Weh mir! sie will ihm folgen
In's kühle Wellengrab.

Dann müßt' ich ewig sehen
Wie sie so glücklich sind —:
Steigt auf, ihr weißen Rosse,
Tragt ihn an's Land geschwind."

St. Goar's wunderthätiges Grab.

1834.

Unfern des Lurley's rauhen Felsenwänden
Hat einst Sanct Goar gewandelt und gelebt;
Da grub er sich sein Bett mit frommen Händen
In dem Gestein, von Epheu grün umwebt.
Weithin im Land ist einst sein Wort erklungen
Und hat die Heiden wunderbar bezwungen.

Und manches Schifflein lenkt' er durch die Fluten,
Mit starken Armen an den sichern Port,
Verirrte Wand'rer von dem Pfad des Guten,
Führt er zurück mit sanftem Liebeswort,
Und labte manchen Hungrigen und Müden
Mit Speis' und Trank und seel'gem Glaubensfrieden.

Doch als er heim zur ew'gen Ruh' gegangen,
Da kamen fromme Pilger an sein Grab.
Der Grambeladne mit gebleichten Wangen,
Der Schuld'ge neigte betend sich hinab,
Der Kranke fleht um Trost in seinen Schmerzen,
Und Alle zogen fort mit leichtern Herzen.

Den Fürsten wie den Bettler sah man wallen
Zu seinem wunderthät'gen Grab am Rhein,
Und endlich wölbten eines Klosters Hallen
Sich um des Heil'gen schlummerndes Gebein.
Doch gastlich übten fromme Mönche wieder,
Was er gethan den ärmsten seiner Brüder.

Und es begab sich, daß vor grauen Jahren
Des Kaiser Karol's tapfrer Sohn, Pipin,
Und Karl, sein Bruder, die in Feindschaft waren,
Am Kloster mußten einst vorüberzieh'n.
Warum sie zürnten, melden nicht die Sagen
Aus jenen fernen längstvergangnen Tagen.

Pipin hat als ein kühner Held gestritten
Seit manchen Jahren in Italien schon,
Karl aber in des deutschen Reiches Mitten
Als seines großen Vaters würd'ger Sohn.
Nun hat er sie nach Thionville beschieden,
Wo er die Reiche theilen will in Frieden.

Und Jeder muß dieselbe Straße wallen,
Um nach der fernen Frankenstadt zu ziehn;
Pipin begrüßt zuerst die Kirchenhallen,
Um an dem Grab des heil'gen Goar zu knien.
Erinnrung kehrt in seine Seele wieder,
Hier lag er einst im Kreise seiner Brüder!

Der fromme Ludwig liebt ihn stets mit Treuen,
Doch wird ihm Karl noch immer widerstehn?
Wird sich der kühne Held des Bruders freuen?
Wird er als Freund, als Feind ihn wiedersehn?
So denkt Pipin mit zweifelndem Gemüthe,
Eh' noch sein Herz in Andacht still erglühte.

Indessen kommt auch Karl dahergezogen,
Wohl eine Stunde weit von seiner Schaar,
Da sieht er, daß gelagert an den Wogen,
Der Zug Pipin's im Glanz der Sonne war.
Er springt vom Roß, versteckt von schatt'gen Eichen,
Um unerkannt das Kloster zu erreichen.

Denn beten will er an der heil'gen Stelle,
Dann trag' ihn wieder schnell sein Roß von hier:
Er schleicht sich ungesehn in die Kapelle
Und schließt am Flügelhelme das Visir;
Bald ruht sein Blick auf wohlbekannten Zügen,
Er sieht Pipin am Grab des Heil'gen liegen.

An einem Pfeiler hemmt er seine Schritte,
O Wunder —! und sein stolzes Herz erbebt,
Auf Geisterflügeln schwebt zu ihm die Bitte,
Die nun Pipin im Herzen leis' erhebt,
Er hört sie flüstern durch die hohen Hallen,
Und an sein Ohr mit Engelstönen schallen:

„O heil'ger Goar, an Gottes ew'gem Throne,
Ich flehe nicht um Hoheit, Macht und Glück,
Ich flehe nicht um eine Königskrone,
Doch gib mir meines Bruders Herz zurück;
Laß Karl als Freund mich endlich wieder finden,
Und sollt' auch bald mein Lebenstag entschwinden."

Horch! durch die Hallen eilt ein hoher Ritter,
Und sinkt dem frommen Beter in den Arm,
Durch seines Helmes festverschloßnes Gitter
Rollt eine Thräne nieder, hell und warm.
„Wer bist du? —" „„Bruder, kannst du mir vergeben,
Nimm dieses Herz, nimm Alles — nimm mein Leben!""

Pipin will in das theure Antlitz blicken,
Er öffnet ihm den Helm mit rascher Hand,
Und selig dann, durchschauert von Entzücken,
Hat er den frommen Blick empor gewandt.
„Ja es ist Karl, der Heil'ge sei gepriesen!"
So ruft er, und auch seine Thränen fließen.

Und beide Brüder, die einst Feinde waren,
Ziehn liebend jetzt zurück vom heil'gen Grab;
Bald hören staunend ihre treuen Schaaren
Das schöne Wunder, was sich dort begab.
Die Fürsten aber lassen reiche Spenden
Mit dankerfüllter Brust zum Kloster senden.

Und nichts mehr kann die Heldenbrüder scheiden,
Froh segnet sie des Vaters kühne Hand,
Sie bleiben treu vereint in Lust und Leiden,
Und folgen bald sich in ein bess'res Land.
Doch Kaiser Karl beweint mit bittren Schmerzen
Den frühen Tod der edlen Sohnesherzen.

Die Brüder.

1833.

Zwei Brüder ziehn zum wilden Streit
Mit Schwerdt und Schild heran;
Der Ältre kommt vom Liebenstein
Auf rauher Felsenbahn;

Der Jüngre zieht auf steiler Höh'
Vom Sternenfels herab:
Sie wollen kämpfen um die Braut,
Und Einer soll in's Grab.

Sonst waren sie so fest vereint
Bei jeder blut'gen That,
Und manchen Wand'rer traf ihr Schwerdt
Am schmalen Uferpfad.

Einst lag vor ihnen bang im Staub
Ein Pilger fromm und alt,
Der wär' mit reicher Gabe gern
Zum Gnadenbild gewallt.

Erbarmen fand sein Flehen nicht,
Und nicht sein greises Haar,
Da gab er sterbend einen Fluch
Dem grimmen Brüderpaar.

Jetzt wird das schwere Wort erfüllt
Im fürchterlichsten Streit;
Denn die einst blut'ger Haß verband,
Hat Liebe nun entzweit.

Sie kämpfen lang und kämpfen wild,
Wie's Löw' und Tiger thun,
Und treffen endlich sich zugleich,
Da müssen Beide ruh'n.

Und eine sanfte Magdgestalt
Eilt, ach, zu spät heran:
Die Ritter sanken blutend schon,
Der Frevel ist gethan.

„O sag mir," seufzt der Ältre leis',
„Ein Wort, das Frieden gibt,
Warst immer mir so sanft und mild:
Hast du mich nicht geliebt?"

„„Schweig!"" ruft der Jüngre matt und dumpf,
„„Du bist von Wahn bethört,
Stirb unbeklagt und unbeweint,
Mir hat ihr Herz gehört.""

Der Ältre hebt das bleiche Haupt,
Zum Schwerdte zuckt die Hand, —
Dann ruht sie starr bei'm kalten Erz
Im blutgetränkten Sand.

Der Jüngre schaut ihn grimmig an
Mit seinem letzten Blick,
Dann sinkt auch er, umhüllt von Nacht,
In ew'gen Schlaf zurück.

Ach — Keinen hat sie je geliebt,
Die Maid, so fromm und gut,
Ihr stilles Leben trübte nur
Der wilden Brüder Glut.

Doch um den Sündern ew'ge Ruh'
Vom Himmel zu erflehn,
Will sie die schöne Welt nicht mehr,
Nicht mehr das Leben sehn.

Man gräbt ein Grab für alle Zwei
Und legt sie still hinein,
Ihr Angedenken wird verflucht
Im rhein'schen Lande sein. —

Doch bald aus Klostereinsamkeit
Steigt das Gebet hinauf:
„O Herr, vergib was sie gethan,
Und nimm sie gnädig auf!"

Ritter Conrad Bayer von Boppard.

1831.

„Warum, o wilder Ungetreuer,
Verließest du Maria? sprich!
Du warst ihr doch vor Allen theuer,
Sie liebte doch vor Allen dich.
Steh Conrad, steh! auf Tod und Leben
Sollst du im Kampf mir Antwort geben,
Erhebe rasch dein treulos Schwerdt."

„„Wer bist du,"" ruft der stolze Ritter,
„„Der keck zu mir die Waffen trägt?
Frei will ich sein wie ein Gewitter,
Das fortzieht oder niederschlägt.
Auf dein Visir! und laß mich sehen,
Wer's wagt mit mir in Kampf zu gehen,
Wer fallen will von meiner Hand.""

„Blick auf mein Schild — kennst du den Leuen?
Ich bin der Bruder deiner Braut,
Dein Abfall soll dich schwer gereuen
Eh' noch der Abend niederthaut.
Aus Palästina kehrt' ich wieder:
Schnell lasse dein Visir hernieder,
Zu lang schon hab' ich dich erschaut."

Da stürmt zum Kampf heran der Wilde
Und schnell erlahmt des Jünglings Arm.
Er seufzt — er sinkt auf das Gefilde,
In Strömen quillt sein Herzblut warm.
Doch Conrad wunderbar erschüttert,
Von niegefühlter Angst durchzittert,
Nimmt zögernd ihm den Helm vom Haupt. —

Weh' ihm! er sieht zwei Augen brechen,
Die liebend einst auf ihm geruht,
Er hört zwei Lippen „Conrad" sprechen,
Die einst geblüht in Rosenglut.
Maria hat sein Schwerdt erschlagen!
So rächt sie ihren Schmerz und Klagen
Durch raschen Tod von seiner Hand.

Da nimmt er all sein Gut und Habe,
Um seiner Reu' genug zu thun,
Und über dem geliebten Grabe,
Wo ihre theuren Glieder ruh'n,
Läßt er ein Kloster herrlich bauen,
Wie kein's am Rheine mehr zu schauen,
Und nennt es — Sanct Marienberg.

Doch ruhelos flieht er von dannen,
Als Templer zieht er mit dem Heer,
Nichts kann den wilden Schmerz verbannen,
Der ihn begleitet über's Meer.
Doch endlich, endlich schlägt die Stunde,
Wo die willkommne Todeswunde
Sein langgequältes Herz empfängt.

Sein Schwerdt, die Feinde niederschlagend,
Glänzt in der Schlachtenwolke weit,
Beauseant, das Tempelbanner tragend,
Stürmt er voran im wild'sten Streit.
Er schwingt's von Ptolemaïs Mauern,
Dann sinkt er, stumm von Todesschauern, —
Ein Pfeilschuß hat sein Herz durchbohrt.

Die Templer von Lahneck.

1834.

Wer kämpft an Lahnecks Thor so kühn,
In dieser wilden Nacht?
Der Donner rollt, die Blitze glühn,
Der Feind stürmt an mit Macht.
Das sind zwölf edle Tempelritter, —
Die Schwerter glänzen im Gewitter
In ihrer kühnen Heldenhand,
Sie kämpfen gewaltig um Ehr' und Land.

Ha, schon ein greiser Bruder fällt,
Heiß überströmt von Blut.
„Ergebt euch nicht,“ so ruft der Held,
„Es droh'n Verrath und Glut!
Gedenkt an alle hohen Geister,
Gedenkt an unsern edlen Meister,
Der für des Ordens heil'ges Recht
Gelitten den Tod, als getreuer Knecht!“

Er sagt's und wirft im Sterben wild
Das Schwerdt noch in den Feind;
Dann ruht er still und todesmild
Von keinem Aug' beweint.
Doch mancher Freund blickt traurig nieder
Auf die gefallnen Heldenglieder,
Der laute Ruf den Sturm durchbricht:
„Wir sterben kühn und ergeben uns nicht!“

So kämpfen sie die halbe Nacht,
Die kühnen Templer fort,
Und als das Morgenroth erwacht,
Da steht noch Einer dort.
Noch Einer wahrt die morsche Brücke
Mit blut'gem Schwerdt und finstrem Blicke;
Voll Ehrfurcht ruft der Feind ihn an:
„Halt ein, denn dein Schwerdt hat genug gethan!“

„„Und hab' ich auch genug gethan,
So will ich kämpfen doch,
Wer wagt's und macht sich kühne Bahn
Zu mir auf's Brückenjoch?““
Der Templer ruft's mit starker Stimme,
Der Feind vernimmt's in stolzem Grimme,
Sein hoher Führer im Ritterkleid
Stürmt wild heran zum gewalt'gen Streit.

„O höret auf mit Kampf und Wuth,
Ein Bot' vom Kaiser naht,
Er schützt fortan der Templer Gut,
Und bietet Ehr' und Gnad'!“

„„Bei Gott ist Gnade,"" der Templer spricht,
„„Doch bei den Menschen, da ist sie nicht!""
Und von der Brücke mit in's Grab
Er reißet im Ringen den Feind hinab.

Die heilige Adelheid.

(Legende.)

Einst kniet die heil'ge Adelheid
Zu Villich in dem Chor,
Und eine Nonne sang ihr falsch
Das alte Lied in's Ohr.
Sie blickt nach ihr
Mit ernstem Blick,
Doch Schwester Agnes
Schaut nicht zurück.

Ihr Auge ruhet halb im Traum
Auf einem Edelknecht.
Er stützt sich finster auf sein Schwerdt,
Als wollt er in's Gefecht.
Sechs Jahre schon
Hat sie beweint
Den Todtgeglaubten,
Der nun erscheint.

Er sieht, umstrahlt vom Abendlicht,
Ganz ihrem Robert gleich,
Doch trüber ist dies Angesicht,
Die Wangen sind zu bleich.
Er blickt so wild
Zu ihr empor,
Daß sie die Stimme,
Ach, ganz verlor.

Darob ergrimmt in heil'gem Zorn,
Hebt Adelheid die Hand,
Und gibt ihr einen Backenstreich,
Daß Hör'n und Seh'n ihr schwand;
Sie senkt den Blick
Und sagt kein Wort,
Sie hebt ihn wieder
Und — er ist fort.

Und, o des Wunders! plötzlich süß
Und rein wie Engelslied,
Ein sanfter, klagender Gesang
Der jungen Brust entflieht:
Wie Himmelslust
Und Erdenschmerz,
Tönt es ergreifend
Von Herz zu Herz.

Die Heil'ge braucht die Wunderkraft
An allen Nonnen bald,
Kein falscher Ton ward mehr gehört
Bei Jungen oder Alt.

Doch Keine mehr
Wie Agnes sang: —
Schad', daß ihr Lied
So bald verklang!

Kaiser Heinrich IV. auf der Flucht in Hammerstein.

1834.

Auf seiner hohen Veste
Sitzt Wolf von Hammerstein:
So ruht auf seinem Neste
Der Aar im Abendschein;
So ruht in seiner Höhle
Der alte Löwe still,
Der nimmer in die Thäler
Zum Kampfe ziehen will.

Einst trug er stolz im Streite
Des deutschen Reich's Panier,
Und trotzte seinen Feinden
Mit offnem Helmvisir;
Und zog mit Kaiser Heinrich
Getreu von Land zu Land,
Als Sieger und Besiegter,
Als Rächer, und gebannt.

Oft denkt er noch mit Grauen
An jenen Wintertag,
Wo Heinrich in Canossa
Beinah' der Schmach erlag.
Dann aber denkt er wieder
Mit alter Jugendglut,
Wie sie zusammen siegten
Ob aller Feinde Wuth.

Und oftmals vor die Seele
Schwebt ihm ein sanftes Bild:
Des Kaisers hohe Herrin,
So treu, so sanft und mild.
Nach manchem bitt'ren Schmerze,
Den ihr einst Heinrich gab,
Liegt sie in seel'gem Frieden,
Lang schon im stillen Grab.

Noch aber kämpft der Kaiser
Mit Zeit, Geschick und Welt.
Doch längst auf seiner Veste
Ruht Wolf, der greise Held.
Weiß ist sein Haar geworden,
Und schwach die tapfre Hand,
Drum sieht er oft mit Trauer
Weit über Strom und Land.

Denn ach, vergebens schauet
Sein trüber Blick hinaus,
Kein Adlerknabe schwingt sich
Gleich ihm durch Sturmesgraus;

Kein junger Löwe streitet
Nun mit der Feinde Schaar,
Und zeigt den Preis des Sieges
Dem alten Löwen dar.

O Gram des stolzen Herzens!
Nur Töchter nennt er sein,
Die schönsten Schwesterrosen,
Erblüht am weiten Rhein.
Nur selten mag ihn freuen
Ihr anmuthvolles Bild, —
Und wieder hören Beide
Die Rede rauh und wild:

„Hinweg, hinweg den Rocken,
Die Spindel aus der Hand!
Willst du von dannen ziehen,
Und spinnst dein Brautgewand?"
„„Ich spinn' dir einen Mantel,
Mein Vater lieb und traut,
So lang du mich noch liebest,
Mag ich nicht werden Braut.""

„Fort mit der Weberspule!
Webst du mein Todtenkleid?"
„„Ich web' dir lieber Vater
Ein schönes Feierkleid. —
O sprich nicht mehr vom Sterben,
Sonst muß ich weinen gleich;
Du sollst nicht von uns gehen,
Und wär's in's Himmelreich.""

„Ja wär't ihr tapfre Söhne,
Blieb' ich bei euch mit Lust,
Drückt euch mit Stolz und Freude
An die getreue Brust.
Doch schwache Weiber seid ihr,
Gebannt in engen Kreis,
Und mein Geschlecht verblühet:
Ich bin sein letztes Reis."

Er sagt's und schaut vom Söller
Mit einem finstern Blick,
In unmuthsvoller Seele
Beklagend sein Geschick,
Schon sinket Nacht hernieder
Und hüllt die Fernen ein,
Der Sturm durchheult die Lüfte,
Und drunten braust der Rhein.

„Horcht an der hohen Pforte
Wer klopft so spät noch an?" —
„„Macht auf, macht auf Herr Ritter,
Eh' die Verfolger nah'n.""
Da thun sich auf die Hallen,
Zwei Pilger treten ein;
Am Eingang bleibt der eine,
Wer mag der andre sein —?

Er sinkt erschöpft zusammen,
Er seufzt und klaget laut,
Daß es den holden Schwestern
Vor solchem Gaste graut.

Doch als er endlich wieder
Das greise Haupt erhebt,
Da beugt der alte Ritter
Vor ihm das Knie und bebt.

Er ruft: „Mein Herr und Kaiser,
Was ist mit dir gescheh'n!
Ich seh' nicht mehr den Purpur
Um deine Schultern weh'n.
Ich seh' nicht mehr die Krone
Auf deinem theuren Haupt,
Hat dich der Feind geschlagen
Und frevelhaft beraubt —?"

„„Ach, treuer Waffenbruder,
Mich hielt ein grimmer Feind
In Kerkernacht gefangen,
Wo nie die Sonne scheint.
Dann raubt er mir den Purpur,
Stieß mich hinab vom Thron,
Und — weißt du seinen Namen?
Der Räuber — ist mein Sohn!""

Er deckt mit beiden Händen
Das bleiche Angesicht —
Doch Wolf erhebt sich schweigend,
Vor seinem Aug' wird's Licht.
Er fühlt sich sanft umschlungen
Von seiner Töchter Arm,
Er fühlt auf seinen Händen
Auch eine Thräne warm.

„Wohl dir,“ sagt Kaiser Heinrich
Mit sanfter Stimme nun,
„Du wirst an treuen Herzen
Zur letzten Stunde ruh'n.
Kein Sohn ersehnt dein Erbe
Mit wilder Ungeduld,
Und fügt zum stillen Wunsche
Vielleicht die off'ne Schuld.

Doch auf! und ohne Säumen
Entsende Boten aus,
Noch stehet Köln in Treue
Zum alten Kaiserhaus.
Und morgen mit der Sonne
Zieh' ich hinab am Rhein,
Und bald zum wilden Kampfe
Will ich gerüstet sein.“

Er schweigt und sinkt auf's Lager
Zur langentbehrten Ruh',
Bald schließt ein sanfter Schlummer
Die müden Augen zu.
Doch Wolf drückt seine Töchter
An's Herz zur guten Nacht, —
Dann hält er bei dem Schläfer
Getreue Ritterwacht.

Roland der treue Paladin.

1833.

Von der Veste schaut der Ritter
Starr hinab zum Gotteshause,
Wo in ihrer stillen Klause,
Leis' umrauscht von Wind und Flut,
Die Geliebte sterbend ruht.

„Ritter Roland, wilder Reiter,
Willst du nicht zu Rosse steigen,
Möcht' dir meinen Falken zeigen,
Denn er ist, wie keiner, kühn. —
Siehst du dort den Reiher ziehn?“

„„Reit' allein hinab, mein Jäger,
Nimmer werd' ich mit dir gehen,
Nimmer deinen Falken sehen, —
Bring' ein Eichenreis vom Wald,
Flinker Jäger, bring' es bald.““

„Ritter Roland, guter Zecher!
Willst du nicht die Flasche leeren
Einer schönen Maid zu Ehren?
Nimm den schäumenden Pokal,
Trink' ihn aus mit einemmal.“

„„Trink allein, mein froher Mundschenk,
Hab' kein holdes Lieb' hienieden;
Die ich liebte schläft in Frieden.
Nimm den Becher, er sei dein,
Nimmer trink' ich edlen Wein.““

„Ritter Roland, kühner Streiter!
Willst du nicht die Rüstung schauen?
Kampfespreis von süßen Frauen,
Und die Kette schön und blank,
Deines Kaisers letzten Dank?“

„„Keine Rüstung, junger Knappe,
Keine Kette will ich haben,
Und ihr sollt mich nur begraben
Mit dem alten starken Schwerdt,
Mit dem Schilde gut und werth.““

„Ritter Roland, Liedeskenner,
Soll ich nicht die Harfe schlagen?
Hab' ein Lied aus alten Tagen,
Von der wilden Mauernschlacht
Einst zu deinem Ruhm gemacht!“

„„Horch', o horch', getreuer Sänger!
Eine Glocke hör' ich schallen
Und den Grabgesang verhallen. —
Sänger! — sing' das Schlachtenlied,
Deines Helden Seele flieht.““ —

Und so schläft der treue Roland
Ruhig ein im Abendglanze.
Aber mit dem Eichenkranze,
Hundertjähr'gem Baum geraubt,
Schmückt der Sänger still sein Haupt.

Siegfried der Drachentödter.

1834.

Herr Siegfried kommt, der Herr der Nibelungen,
Und vor ihm her ist manches Lied erklungen.
Wo lebt auch wohl ein Sänger, dessen Weisen
Ihn herrlich nicht vor allen Helden preisen?
Mit zwölf gewalt'gen Recken zog er aus
Von seines Vaters, König Siegmund's Haus.

Ihn treibt sein Herz zum Lande der Burgunden, —
O könnt' er doch des Schicksals Spruch erkunden!
Er will Chrimhilden's holde Schönheit minnen,
Und sich die Braut mit starkem Arm gewinnen.
Schon kommt er fröhlich her am Rheinesstrand
Und grüßt die sieben Berge hoch im Land.

„Laßt uns,“ so sagt er jetzt zu seinen Treuen,
„Mit Childerich den Freundschaftsbund erneuen!
Seht ihr sein Schloß, umweht von Rebenkränzen,
Im Abendstrahl von jenen Auen glänzen?
Vom Vater sag' ich ihm manch trautes Wort,
Und morgen zieh'n wir rüstig wieder fort.“

Er sagt's und reitet an die Königshallen,
Da hört er nicht, wie sonst, die Harfen schallen,
Da grüßt ihn nicht, wie sonst, ein muntrer Reigen,
Und ihn empfängt nur traurig ödes Schweigen.
Herr Siegfried tritt zum alten König ein,
Der sitzt im Saale finster und allein.

Die schwachen Hände zittern ihm entgegen,
Und traurig schüttelt sie der junge Degen.
Lang fließt des Königs weißer Bart hernieder,
Und kaum erkennet ihn der Jüngling wieder;
Sein Aug' hat Gram und Alter fast umhüllt,
Und bald zerfallen wird das Heldenbild.

„Seid mir gegrüßt, o Herr! nach vielen Tagen,
Auf Eurem Antlitz les' ich manche Klagen,
Ihr herrscht doch noch im weiten Reich der Franken
Und Eurer Mannen Treue will nicht wanken?“
„„Noch drückt die Krone dieses müde Haupt,
Noch hat sie nicht des Todes Hand geraubt.““

„Viel süße Klänge hört' ich einst erschallen,
O König, um Euch her in diesen Hallen,
Und wie ein Schwan durchschifft das Meer der Töne
Des Sängers Lied von Eurer Tochter Schöne.
Wo weilt Gunhilde mit dem goldnen Haar?
Gern grüßt ich wieder sie nach manchem Jahr.“

Da hebt der König traurig seine Hände,
Und zeigt empor auf steile Felsenwände.
„„O weh mir!““ ruft er aus mit bitt'ren Schmerzen,
„„Nie ruht Gunhilde mehr am Vaterherzen,
Dort oben in der Höhle finst'rer Nacht
Hält sie gefesselt böse Zaubermacht.

„„Unlängst war Herzog Hunold, liebentglommen,
Von seiner Felsenburg herabgekommen.
Doch seine Hand verschmähte kalt Gunhilde,
Ihr Herz hängt still an einem andern Bilde.
Doch Hunold, der ein arger Zaub'rer ist,
Hat sie voll Wuth geraubt und böser List.

„„Nun hält er, als ein scheußlich grimmer Drache,
Bis sie ihn wählt, vor ihrem Kerker Wache.
Schon dreißig tapf're Ritter mußten sterben,
Die wollten sich im Kampf die Braut erwerben;
Der Sieger sollte theilen meinen Thron,
Doch ach! kein Held begehrt mehr solchen Lohn.““

Und freudig ruft der Herr der Nibelungen:
„Mit einem Lindwurm hab ich einst gerungen,
Und hoffe kühn, es soll mir auch gelingen,
Den Zauberdrachen siegreich zu bezwingen.
Ruft gleich mich zu Chrimhilden mein Geschick,
So bring ich doch die Tochter Dir zurück.“

Der alte König hört's mit heitren Blicken,
Und drückt ihn an den Busen voll Entzücken.
„„Wenn Einer lebt auf diesem Erdenrunde,
Der ihm ertheilen kann die Todeswunde,
So seid Ihr es, Herr Siegfried, ganz allein,
Gesegnet soll mir Euer Kommen sein.

Und wollt Ihr nicht im Reich der Franken weilen,
Und meinen Thron und meine Herrschaft theilen,
So sollen hundert starke Rosse tragen,
Was euch an Gold und Schätzen mag behagen.““
Doch Siegfried dankt mit freundlich mildem Wort,
Denn ihm gehört der Nibelungen Hort.

Und Childerich gebeut, daß Harfen klingen,
Und läßt gefüllt die goldnen Hörner bringen.
Herr Siegfried sitzt bei ihm auf hohem Saale,
Und seine Recken freuen sich bei'm Mahle.
Spät endlich legen Alle sich zur Ruh',
Und süßer Schlaf schließt ihre Augen zu.

Doch eh' der Morgen noch beginnt zu tagen,
Schleicht Siegfried sich hinweg den Kampf zu wagen;
Bald trägt sein starkes Roß ihn vom Gestade
Und aufwärts durch verschlungne Waldespfade.
Noch liegt die heil'ge Stadt in Nebel fern,
Und bleich am Himmel glänzt der Morgenstern.

Schon lichten sich des Ostens weite Räume,
Und frischer Morgenwind durchrauscht die Bäume.
Als bei der Höhle Siegfried angekommen,
Wird rasch die Lanze nun zur Hand genommen,
Mit lauter Stimme ruft er seinen Feind,
Und sieh — ein fürchterlicher Drach' erscheint.

Den Lindwurm schaute Siegfried sonder Bangen,
Hier bebt er fast zurück mit bleichen Wangen,
Ein solches Scheusal ward noch nie gesehen.
Kann er, ein Sterblicher den Kampf bestehen?
Wär er nicht fest vom Fuße bis zum Haupt,
Er hätte schon verloren sich geglaubt.

Der Drache sprüht aus seinen Augen Gluten,
Und aus dem Rachen brausen Wasserfluten,
Mit Sturmesschnelle schlägt er tausend Reife
Weit um sich her mit dem geschuppten Schweife,
Von seinem Brüllen zittern Fels' und Wald,
Weil es wie Donner durch die Lüfte hallt.

Er sträubt das borst'ge Haar gleich der Hyäne,
Wie scharfe Schwerter funkeln seine Zähne,
Schon schwillt der Kamm des Hauptes hoch und breiter,
Und schäumend steigt das Roß mit seinem Reiter,
Der drückt ihm in die Seiten tief den Sporn,
Die Lanze schwingend mit gewalt'gem Zorn.

Zum heil'gen Georg erhebt er seine Stimme,
Und dann beginnt der Kampf mit wildem Grimme.
Der Drache hüllt ihn ein in gift'ge Dünste,
Und fruchtlos scheinen alle Fechterkünste.
Die Lanze hat das Unthier schon verschluckt,
Als sie der Held ihm in den Schlund gezuckt.

Da glückt's dem Ritter seitwärts sich zu wenden,
Er zieht sein Schwerdt Balmung mit raschen Händen:
Was sterblich ist, das muß zum Tod erbleichen
Von dieser Klinge fürchterlichen Streichen.
Und vor die Seele schwebt dem Helden mild
Chrimhilden's fernes, oftgeträumtes Bild.

Nun hebt er hoch den Arm, steht auf im Bügel,
Und läßt dem treuen Roß die losen Zügel,
Dann schmettert er mit allgewalt'gen Schlägen
Dem hochgebäumten Drachenhaupt' entgegen,
Und eh' die Sonne strahlt in voller Pracht,
Deckt es der starke Held mit ew'ger Nacht.

Und sieh! Gunhilden's ehrne Fesseln fallen,
Wie Hunold's Seele muß zur Hölle wallen,
Und aus der Höhle nächtlich finst'rem Grauen
Tritt sie hervor, die herrlichste der Frauen;
Sie reicht dem Sieger dankend ihre Hand,
Der lang noch stumm und träumend vor ihr stand.

Ein weißes Kleid umfängt Gunhildis Glieder,
Und golden wallt ihr langes Haar hernieder,
Doch aus dem Himmel ihrer Augen sinken
Zwei Thränen, die wie Thau des Morgens blinken.
Ihr leises Ach! gibt stille Schmerzen kund,
Und süßes Lächeln schwebt um ihren Mund.

„Bald sollt Ihr an der Vaterbrust erwarmen." —
Er hebt sie schnell zu Roß mit starken Armen,
Doch eh' sie halb vom Drachenfels gekommen,
Wird schon der Zug von unten wahrgenommen:
Der alte König eilt so schnell er kann
Mit großer Schaar den steilen Weg hinan.

Wie hält er seine Tochter fest umschlungen,
Und dankt dem edlen Herrn der Nibelungen.
Behalten hätten Beide wohl ihn gerne,
Doch Siegfried treibt es rastlos in die Ferne.
Gunhilde sagt — fast scheint's mit stillem Leid —
Ihr Leben sei dem Kloster einst geweiht.

Doch Siegfried zieht geehrt, geliebt von dannen
Aus Childrich's Schloß mit seinen treuen Mannen.
In Sehnsucht reitet er der Braut entgegen,
Doch viele Thränen folgen seinen Wegen;
Er grüßt von fern noch einmal jene Au'n,
Doch ach, um niemals wieder sie zu schau'n.

O wär er doch im Frankenreich geblieben,
Wo sich um ihn Gunhilden's Tage trüben.
Soll sagen ich, wie er die Braut gewonnen,
Und durch Verrätherhand sein Blut geronnen?
Nein! schweige Lied, in einer andern Zeit
Sei wehmuthvolle Trauer ihm geweiht.

Der Bürgermeister von Köln.

1834.

Durch Köln um Mittag schreitet
Der Bürgermeister Gryn;
Die Frau'n und Jungfrau'n blicken
Gar sittig nach ihm hin;
Und mit entblößtem Haupte
Begrüßt den theuren Mann
Wohl mancher gute Bürger,
So freundlich als er kann.

„Wohin Herr Bürgermeister,
So eilig sonder Rast?"
„„Zum Erzbischof geladen
Bin ich, sein selt'ner Gast:
Der Kaiser kommt bis morgen
In unsre gute Stadt,
Der will gar ernstlich hören,
Was sie zu klagen hat.

Da will der Herr mich kirren
Mit seinem Mandelbrei —""
„O gehet nicht zum Bischof,
Der meint's mit Euch nicht treu!
Nun segne Gott den Imbiß,
Das ist kein froher Gang:
Mit Feinden will man kämpfen,
Nicht aber tafeln lang.

Doch wenn die Becher kreisen,
Thut oft sich auf das Herz,
Dann mag ein Weiser fügen
Den Ernst zum heitren Scherz.
Gedenkt, daß uns der Bischof
Will unser Recht entziehn,
Und könnt ihr für uns reden,
So thut's wie immer, kühn."

Es nickt und geht vorüber
Herr Gryn, der hohe Greis,
Um seine Stirne wallen
Die Locken silberweiß.
Aus seinen Blicken strahlet
Noch kühne Jugendgluth,
Noch schlägt sein Herz in Treue
Und ungebeugtem Muth.

Bald thun sich ihm die Pforten
Des hohen Schlosses auf,
Ein Page führt ihn schweigend
Zum goldnen Saal hinauf.

Da stehn zwei schwarze Mönche
Mit lächelndem Gesicht,
Die beugen tief die Häupter,
Und Gryn, der edle spricht:

„Mein gnäd'ger Herr, der Bischof,
Hat mein begehrt zum Mahl,
Bin ich zu früh gekommen,
Weil noch so leer der Saal?
Öd' fand ich auch die Hallen,
Wo sind die Ritter heut,
Rhineck und Vittinghofen,
Und Limburg kühn im Streit —?"

„„Folgt uns, gestrenger Meister,
Ihr kommt zu guter Frist,
Noch weilt der Herr im Garten,
Wo's kühl und schattig ist.
Wir sollen Euch geleiten
Zu ihm hinab sogleich,
Bald ist das Mahl bereitet,
An selt'nem Gaste reich.""

Sie führen durch die Gänge
Trepp auf und ab Herrn Gryn,
Er sieht's nicht wie sie lächeln
So tückisch vor sich hin.
An einer kleinen Pforte
Sie machen plötzlich Halt,
„Tritt ein!" so rufen Beide,
Ihn fassend mit Gewalt.

Und durch die off'ne Thüre
Stößt ihn das Paar hinein,
Ein teuflisches Gelächter
Hallt schaurig hinterdrein.
„Laß Dir's bei'm Mahl gefallen,
Verräther unsres Herrn!
Ruf Deine stolzen Bürger,
Sie helfen Dir ja gern."

Da sieht der Greis mit Schaudern
Im Löwenzwinger sich,
Und aus der Ecke funkeln
Zwei Augen fürchterlich.
Jetzt grüßet ihn der Löwe
Mit schrecklichem Gebrüll,
Wild schüttelt er die Mähnen,
Dann wird er plötzlich still.

Und öffnet mordbegierig
Den blut'gen Rachen weit,
Doch schon gerüstet stehet
Herr Gryn zum Todesstreit.
Er schlang den dichten Mantel
Um seine linke Hand,
Und zog mit seiner Rechten
Das kurze Schwerdt gewandt.

So springt ein Hund voll Freude
An seinem Herrn hinauf,
Wie jetzt nach Blute lechzend
Der Löw' sich richtet auf;

Er schlägt die scharfen Klauen
Ihm in die kühne Brust,
Und aus den Augen flammet
Des Hungers giere Lust.

Doch Gryn, voll starken Muthes,
Stemmt fest sich an die Wand,
Fährt tief ihm in den Rachen
Mit der umwund'nen Hand,
Und stößt mit kräft'gem Schwunge,
Trotz seiner Wunden Schmerz,
Die vielgeprüfte Klinge
Dem Löwen in das Herz.

Der stürzt zu seinen Füßen
Von Purpur überthaut,
Dann wird's im Zwinger stille,
Bald schweigt der letzte Laut.
Doch Gryn, mit heißer Andacht,
Dankt froh dem Herrn der Welt,
Der seine frommen Kinder
Oft wunderbar erhält.

Und Stunden flieh'n vorüber,
Längst ist es Abend schon,
Da dringt in seine Ohren
Der Sturmesglocke Ton;
Er hört verworr'ne Stimmen
Und lauten Waffenklang,
Und endlich braust der Aufruhr
Die heil'ge Stadt entlang.

Bald sprengt den festen Zwinger
Die treue Bürgerschaar,
Nach ihrem Meister suchend,
Der heim nicht kommen war.
Der Erzbischof erzittert
In seinem festen Schloß,
Kann nicht die Mönche schützen
Vor dem empörten Troß.

Die glaubten ihm zu dienen,
Wär' todt sein bied'rer Feind,
Nun hängen sie beisammen
Am Galgen treu vereint.
Er aber schwört bei'm Kaiser
Am andern Tage frei:
Daß er die That verdamme
An Allem schuldlos sei.

Doch Rudolf, der die Klagen
Des edlen Gryn gehört:
Daß Köllens frommer Bischof
Den guten Frieden stört,
Daß er die Bürger hasse
Der freien Reichesstadt,
Und ihre theuren Rechte
Verletzt, verachtet hat; —

Der Kaiser sprach: „Entscheidet
Im Kampf den alten Strauß,
Und führet Köllens Schlüssel
Zwei Meilen weit hinaus.

Dort geht, wie sich's geziemet,
Mann gegen Mann zum Streit,
Und wer sie kann gewinnen,
Sei Herr für alle Zeit."

Da zieh'n die Kölner Bürger
Gerüstet all' auf's Feld,
Und stolz an ihrer Spitze
Steht Gryn, der alte Held;
Und mit des Bischofs Söldnern
Erhebt sich blut'ge Schlacht,
Viel hundert seiner Krieger
Umhüllet Todesnacht.

Doch Gryn, der Löwenbänd'ger,
Steht wie ein Fels im Meer,
Des Kampfes Wogen brausen
Ohnmächtig um ihn her;
Er siegt mit seinen Schaaren
Für's alte gute Recht,
Und ewig wird ihn preisen
Das kommende Geschlecht.

*

Längst ist vorbei gegangen
Die alte finst're Zeit,
Wohl reich an großen Thaten,
Doch auch an schwerem Leid;
Verschwunden sind die Tage
Der trotzigen Gewalt,
Der wilden Ritter Stimmen
Sind lange schon verhallt.

Und ihre Burgen sanken
Am königlichen Rhein, —
Und mancher Dichter ziehet
Nun friedlich aus und ein:
Doch wo die Adlerfahne
Von hoher Zinne weht,
Da grüßt er sie mit Freuden,
Wenn er vorüber geht.

Der Seekönig.

1836.

Eine Jungfrau kommt zu schauen
Vom hohen Felsenstrand,
Doch ach! sie schaut vergebens,
Kein Schifflein sucht das Land.
Da schwindet von den Wangen
Die frische Rosenglut,
Und ihre Thränen rinnen
Hinab zur salz'gen Flut.

„O Sigurd!" ruft sie traurig
Hinab in's brausende Meer,
„Ruh'st du vielleicht da drunten
Und kehrest nimmermehr?

Oder hast du gar vergessen,
Daß du mir Treue schwurst,
Eh' du, ein Heimatloser,
Verfolgt von hinnen fuhrst.

Verhaßt ist mir die Krone
Auf meines Vaters Haupt,
Und auch sein blut'ger Zepter,
Dem deinen einst geraubt.
Nun soll ich beides theilen
Mit einem stolzen Gemahl,
Weh' mir! läg' ich da drunten
Befreit von jeder Qual!"

Und aus den Uferfelsen
Tönt eine Stimme traut:
„„Nicht hab' ich der Treu' vergessen,
Willkommen du süße Braut!""
Herr Sigurd rief's, der Kühne,
Er kommt zu rechter Zeit,
Und hält sein Lieb' umschlungen
In Lust und Freudigkeit.

Er trägt sie sanft hinunter
In sein verborgnes Schiff,
Er steuert es vorüber
Am dunklen Felsenriff,
Und setzt ihr von Korallen
Eine Kron' in's goldne Haar,
Und einen grünen Mantel
Reicht er ihr lächelnd dar.

„Nun mußt du mit mir ziehen,
Mein Reich ist das weite Meer,
Alle Lande sind mein eigen,
Wo ich werfen mag den Speer!“
Die Wimpel flattern und wallen
Im rothen Abendschein:
Der König schaut düster vom Thurme,
„„Wer mag der Segler sein! —““

König Schwerting.

1837.

Der König Schwerting sitzt im hohen Saal
Und schaut hinaus in's abendliche Thal;
Sein Auge blickt so wild, als ging's zur Schlacht,
Und schmückt ihn doch die leichte Friedenstracht;
Sein Auge blickt so trüb und ernst hinaus,
Und hat geladen Gäste doch in's Haus!

Ja, Dänenkrieger, die verheert sein Land,
Und ihn bekämpft mit wilder Räuberhand,
Und die sein Volk, so edel, kühn und frei,
Gestürzt in Schmach und ehrne Sclaverei.
Gebrochen ist sein Herz — er beugt das Haupt,
Und ruft zum Fest den Feind, der ihn beraubt.

Die lange Tafel, einst in beſſ'rer Zeit
Der Helden Sitz, nach siegbeglücktem Streit,
Wie reich ward sie geschmückt zum Feindesmahl,
Bei Silberschüsseln glänzt der Goldpokal.
Noch einmal schaut sie Schwerting traurig an,
Denn seine wilden Dänengäste nah'n! —

„Sag an, wo weilt dein schönes Töchterlein,
Sie soll kredenzen uns den Meth und Wein —?"
Der König lacht — „„Die sandt ich gestern fort,
Und holen müßt ihr sie vom Inselport:
Doch ihr Gemahl, der letzte Sachsenheld,
Wagt erst um sie den Kampf im off'nen Feld.

Doch greift zum Mahl, ich selbst kredenze heut,
Wein oder Meth, was euer Wort gebeut.
Auf, Mundschenk, auf, und Truchseß komm heran,
Und Fackelträger, euer Werk gethan! —""
Vier Fackelträger schleichen still hinaus
Und zünden heimlich an das Königshaus.

„Ha! wie kredenzt der alte König gut"
Die Dänen rufen's laut mit trunk'nem Muth,
Sie hören nur wie wild der Nachtwind braust,
Nicht wie die Flamme nah und näher saust;
„Sing alter König, sing uns noch ein Lied,
Dann scheiden wir, eh' Mitternacht entflieht."

Da streckt der König aus die Heldenhand,
Und reißt die goldne Harfe von der Wand;
Der Boden kracht — die Dänen lauschen bang,
Die Halle dampft — er stimmt den Todtensang —
Und singt, und singt von einem Königsgreis,
Der für sein treues Volk zu sterben weiß!

Hans Dollinger's Kampf mit dem Riesen. 923.

1821.

Nach Regensburg am Donaustrand
Kam einst ein Riese hingerannt;
Craco war er geheißen
Und trug einen Helm von Eisen,
Der hat gewogen zwanzig Pfund;
Sein ehrner Schild war groß und rund,
Sein breites Schwerdt drei Ellen lang,
Ein Baum die Lanze, so er schwang,
Und einen Panzer hatt' er an,
Da stunden spitze Schuppen dran.
Sein Koller war ohn' alle Zier,
Die Haut vom Elephantenthier.
Der Ries' war gräulich anzuschau'n,
Und Keiner mochte sich getrau'n
Mit ihm zu halten einen Reih'n,
Weil er ein Zaub'rer sollte sein,

Gefei't und fest, so wunderbar,
Als einst zu Worms Herr Siegfried war.
Da trieb er denn mit Allem Spott,
Schlug Mensch und Vieh, verlästert' Gott,
Und forderte den Kühnsten 'raus,
Mit ihm zu kämpfen blut'gen Strauß.
Doch alle Recken blieben stumm
Und wandten ihre Häupter um.
Darüber höhnte Craco sehr,
Rief: „keinen Tapfern gibt es mehr
In Kaiser Heinrich's ganzem Heer!"
Dies freche Wort aus Heidenmund
Ward auch dem Hans Dollinger kund;
Der aber saß in Kerkerhaft,
Weil er Verrath am Herrn geschafft.
Da ließ er nun ihn bitten sehr,
Daß er ihn doch um Deutschlands Ehr'
Sollt' aus dem Kerker lassen geh'n,
Mit Gott den Zweikampf zu besteh'n;
Gleich käm' er wieder dann zurück,
Erwartend sein verdient Geschick.
Als nun der tapfre Kaiser hört,
Daß der allein den Kampf begehrt,
So läßt er gleich ihn freudig los,
Gibt ihm ein Roß auch, stark und groß,
Und ehrnen Schild und blankes Schwerdt;
Doch was zu meist im Kampf ist werth,
Das bringt der Ritter selber mit —
Der And're ließ ihn warten nit.
Und als nun die Trommet' erklang,
Ein Jeder seine Lanze schwang.

Die Rosse bäumten sich empor,
Den Bügel Dollinger verlor,
Er stürzte nieder in den Sand,
Erhob sich aber gleich gewandt.
Drauf nahm man and're Lanzen an,
Doch Keiner hat was Recht's gethan.
Das Drittemal mit Löwenkraft
Schwingt Dollinger der Lanze Schaft,
Die saust dem Riesen durch's Visir
Und theilet Helm und Schädel schier.
Da jubeln alle Franken laut,
Und Alles auf den Sieger schaut;
Der aber knie't und danket Gott,
Daß er gesiegt ob Heidenspott.
Dann macht er wieder sich bereit,
Zu geh'n in Kerkernacht und Leid.
Da ruft der Kaiser: „Hans, wohin?
Ich hab' von Herzen dir verzieh'n:
Zieh' nur dem Feind die Waffen aus
Und häng' sie in ein Gotteshaus."

Kaiser Karl.

1831.

Der König schaut vom Thurme
Mit ernstem Angesicht,
Rings dräut ein Heer zum Sturme,
Doch ihn bekümmert's nicht.
Sein Purpurmantel flattert in den Winden,
Die Krone drückt sein greises Haupt nicht schwer:
Voll Glut umher
Rollt noch sein Blick, nur Einen Feind zu finden.

Noch sieht er nicht den Einen,
Vor dem sein Herz erbebt.
Die Kleinen und Gemeinen,
Von niedrem Stoff gewebt,
Sie stürmen an die hochgethürmten Mauern,
Zerschellen sich das jochgewöhnte Haupt,
Und lichtberaubt
Sinkt Schaar um Schaar in blut'gen Todesschauern.

In zwanzig wilden Schlachten
Hat er gekämpft, gesiegt,
Wird sich sein Stern umnachten,
Weil Karol's Banner fliegt?
Er wird's, er wird's! mit dumpfem Ahnungsgrauen
Blickt er hinunter auf das Todtenfeld.
Wo weilt der Held?
Er fürchtet ihn, und wünscht ihn doch zu schauen.

Ha! durch die Feindesschaaren
Ertönt ein Freudenruf,
Die schon gefallen waren,
Zerstampft von Rosseshuf,
Die niedersanken, blutig und zernichtet,
Sie schauen freudig einmal noch zurück,
Schon naht ihr Glück,
Schon naht sich Karl, von Siegerglanz umlichtet.

Getrennt vom Kriegertrosse,
So naht er dort — allein!
Er sitzt auf weißem Rosse,
Der Panzer hüllt ihn ein.
Den Helm von Stahl umspannt die goldne Krone,
Hell glänzt das mächt'ge Schwerdt in seiner Faust,
Ein Schlachtlied braust
Aus seinem Mund, dem Feind umher zum Hohne.

Und seinem Blick entsprühet
So wunderbarer Glanz,
Daß Alles vor ihm fliehet
Im wilden Todtentanz.
Vor seinem Namen beben alle Herzen,
Ein dumpfer Schreckensruf durchtönt das Feld,
Er ist ein Held,
Ein Held der Geister, groß in Lust und Schmerzen.

Und von dem Thurm steigt wieder
Der König ernst und bleich,
„Auf, laßt die Brücke nieder,
Die Pforten öffnet gleich,

Mein Stern versinkt, ich seh' ihn niedergehen,
Er glänzte lang genug durch Sturm und Nacht,
Der Sonne Pracht
Steigt dort empor, wer kann ihr widerstehen?"

Und seine stolze Krone,
Er nimmt sie von dem Haar,
Pipin's gewalt'gem Sohne
Bringt er sie selber dar.
„Nimm hin die Krone zu den andern Kronen,
Nimm hin den Purpur zu der andern Glut,
Einst rauscht die Flut
Des Zeitenmeers auch über deinen Thronen!"

Alarich.

1820.

Vor dem Zelte steht der König, still gelehnt auf seinen Speer,
Als mit bleichem Angesichte kommt ein Jüngling rasch daher.
Unheil kündend rollt sein Auge über Alarich's Gestalt,
Und er tritt ihm gegenüber, und sein Schreckenswort erschallt:

„An der Scylla dunkler Klippe, die heraufstarrt aus der Fluth,
Wenn der Sturm mit schwerem Fittig über der Charybdis ruht,
Dort, o König, in die Tiefen, ferne von Syciliens Strand,
Hat ein finsteres Verhängniß deine Schaaren hingesandt.

Auch Verena, die du König, deine Gattin hast genannt,
Die um deine Liebe treulos einst vergaß ihr Vaterland,
In des Sturmes wildem Brausen ist ihr Ruf nach dir verhallt,
Und in's tiefe Grab der Wogen sank die herrliche Gestalt.

Alarich, du starker Krieger, schau mir nun in's Angesicht,
Kennst du Räuber meiner Liebe, kennst du den Horatio nicht?
Lange folgt' ich dir vergebens mit dem scharfgeschliff'nen Stahl:
Rom und meine Rache sühnen, sollte deines Blutes Strahl.

Doch die Himmelsmächte haben anders dein Geschick gelenkt,
Haben zürnend in den Abgrund Alles dir hinabgesenkt:
Lebe um zu trauern, weine daß dich eines Höhern Macht
Aus des Glücks, der Liebe Himmeln stürzt in tiefe Schmerzensnacht."

„Wehe!" rufen rings die Krieger, als der Trauerbote schweigt,
Denn der König hat mit Schmerzen sein verhülltes Haupt geneigt.
„Wehe!" hallt's mit dumpfen Tönen durch das wilde Gothenheer,
Und das Blut des Jünglings röthet manches Schwerdt und manchen Speer.

Und sie führen vor den König die gefang'nen Römer gleich,
Sühnend sie hinab zu senden in das finst're Todtenreich,
Fordern das versäumte Opfer jetzt mit wüthendem Geschrei,
Doch es steht mit starrem Schweigen König Alarich dabei.

Endlich sinken seine Hände von dem bleichen Angesicht,
Und zwei schwere Thränen dunkeln seiner Augen kühnes Licht;
Zürnend zu den wilden Kriegern wendet er den strengen Blick,
Und sie treten still und trauernd vor dem Weinenden zurück.

Aber Alarich, der starke Sieger einer halben Welt,
Schreitet mit zerriss'nem Herzen stumm und einsam in sein Zelt,
Und noch neunmal sinkt der Abend, und der Morgen steigt herauf,
Als der König hat geendet seinen kühnen Heldenlauf.

O wie heult die dumpfe Klage vom Gebirg in's weite Thal,
Und wie röthet sich in Trauer manches Kriegers eigner Stahl:
Denn mit Thränen nicht, mit Blute sühnen ihren rauhen
Schmerz
Diese Krieger, starr wie Felsen, härter als des Berges Erz.

Und sie führen die Gefang'nen und den edlen Todten hin,
Wo die Wogen des Busento vor Cosenzas Mauern flieh'n,
Leiten dort in wilder Eile seine Silberfluten ab,
Und in ihrem tiefen Bette graben sie das Königsgrab.

Senken dann die Heldenleiche, morgenwärts ihr Angesicht,
Trauernd in die finst're Tiefe bei dem letzten Abendlicht;
Aber ohne Blumenzierde von der Liebe treuer Hand,
Ohne Todtenkranz voll Thränen bleibt des Grabes Felsenwand.

Doch ein schwarzes Kreuz errichten Gothenkrieger drüber hin,
Lassen wieder dann die Wasser in ihr altes Bette zieh'n;
Aber daß kein Mund verrathe, wo ihr großer König ruht,
Opfern sie die Römer alle, und die Wogen färbt ihr Blut.

Sängerliebe.

1823.

Auf den Bergen wohnen Geister,
In den Wogen und im Thal,
Ja, der edle Sangesmeister
Sah' sie oft im Mondenstrahl!
Aber heute darf er lauschen
Ihrem wunderbaren Chor,
Niegehörte Klänge rauschen
Mitternächtlich an sein Ohr.

Als der goldne Tag gekommen
Flieht er seines Lagers Raum,
Hat die Harfe rasch genommen,
Hebt die Blicke halb im Traum;
Und die Finger gleiten leise
Auf den Saiten hin und her,
Aber jene süße Weise
Findet seine Hand nicht mehr.

Und er harret Nacht und Nächte,
Ob das Lied noch einmal klingt,
Ob kein Traum es wieder brächte
Und sein sehnend Herz durchdringt.
Müde wird er seines Lebens,
Schließt sich trüb' in sein Gemach,
Denn er sinnt und sinnt vergebens
Jenen sel'gen Tönen nach.

Und ein Mägdlein geht vorüber,
Das er gerne sonst geschaut,
Doch ihr Auge blicket trüber,
Scheint von Thränen überthaut.
„Bist du ganz für mich verschwunden,“
Spricht ihr stummes Angesicht,
„Bis dies Herz mit seinen Wunden
In vergeb'ner Sehnsucht bricht?“

Welcher Blick voll Lieb' und Schmerzen
Strahlet jetzt zu ihm empor!
Helle wird's in seinem Herzen,
Seinem Aug' entsinkt ein Flor.
Und er läßt die Harfe stehen,
Raschen Schrittes eilt er fort,
Fesselt sie mit sanftem Flehen
Und dem ersten Liebeswort.

Ihre Lippen, ihre Wangen
Blühen neu in Jugendlust,
Und ein Himmel aufgegangen
Ist ihm bald an ihrer Brust.
Und, o Wunder! jene Lieder,
Die er nur gehört im Traum,
Rauschen plötzlich zu ihm nieder
Durch den ganzen Himmelsraum.

Die Schlacht bei Giengen. 1462.

1832.

Aus Landshut war gezogen
Mit seiner Schaar zum Streit
Der tapfre Herzog Ludwig,
Zu Kampf und Tod bereit.
Er will mit Zollern kämpfen
Um Bayerns gutes Recht,
Drum folgen seine Treuen
Ihm freudig in's Gefecht.

Derweil die Männer streiten,
Nicht achtend Tod und Schmerz,
Will fleh'n um Sieg und Ehre
Der Frauen banges Herz.
Zur heil'gen Martinskirche
Wallt ihre fromme Schaar,
Im schwarzen Bußgewande,
Die zarten Füße baar.

Voran in Demuth schreitet
Des Herzogs schöne Frau,
Ihr Haar ist lang und golden,
Ihr Auge dunkelblau.
Angst bleichet ihre Wangen,
Um den geliebten Mann,
Dem, ach! nur in Gedanken
Sie heute folgen kann.

Heut' schmückt sie keine Krone,
Nicht Gold und Edelstein,
Doch, wer sie schaut, der denket,
Das muß die Fürstin sein.
Vor allen andern Frauen,
Wer wandelt dieser gleich,
So stolz und so bescheiden,
So jeder Anmuth reich?

Nun in den heil'gen Hallen
Knie'n Alle zum Gebet,
Da wird der Herr des Himmels
Inbrünstig angefleht;
Der Mutter aller Gnaden
Und ihrem heil'gen Sohn,
Wird Lied um Lied gesungen
Mit feierlichem Ton.

Und manche Thräne rinnet
Hernieder auf den Stein,
Und mancher Seufzer dringet
Gewiß zum Himmel ein:
Denn als der Tag sich neiget
Zieht heim die Frauenschaar,
Beruhigt und getröstet,
Voll Hoffnung wunderbar.

Und sieh', am dritten Abend
Im letzten Purpurschein,
Da jagt der Moroltinger
Zum alten Thor herein.

Wie scharf ist er geritten,
Der männlich kühne Greis,
Staub deckt die Silberrüstung,
Sein Antlitz glühet heiß.

Sieg! ruft er durch die Straßen,
Und schwingt ob seinem Haupt
Des starken Albrecht's Banner,
Das Ludwig's Hand geraubt.
Sieg! jubeln hundert Herzen
Und hundert Zungen nach;
Doch er betritt voll Freude
Der Herzogin Gemach.

„Willkommen mir, willkommen!“ —
„„Grüß Gott, Frau Herzogin,
Ihr mögt Euch wieder freuen;
Wir sah'n die Feinde flieh'n.
Der Herr hat mich entsendet
Von Giengens Feldern her,
Ich bring' Euch seine Grüße
Und gute Siegesmähr.

Ich bring' Euch Albrecht's Banner,
Erkämpft von Ludwig's Hand;
Er floh vor unsern Streichen,
Gesiegt hat Bayerland.
Der Herzog that das Beste
Mit seinem tapfern Schwerdt,
O hättet Ihr gesehen,
Wie das durch's Eisen fährt!

Er rief zu seinen Rittern,
Die ihn gewarnt vor Noth:
Ich bleib' bei meinen Bayern
Lebendig oder todt.
Ein ächter Wittelsbacher
Kämpft immer kühn und treu:
Drum hat auch er gestritten,
Als wie ein rechter Leu!““

Die Fürstin hört beklommen
Mit bleichem Angesicht,
Doch unter Freudenzähren,
Was Moroltinger spricht.
Nun drückt sie still das Banner
An die bewegte Brust,
Und denket ihres Helden
In Lieb' und stolzer Lust.

Dem treuen Boten aber,
Der kam zu guter Stund',
Kredenzt aus goldnem Becher
Ihr süßer Rosenmund.
Doch hebt sie oft die Blicke,
Und sagt in Andacht leis':
„Gott, dir allein die Ehre,
Herr, dir allein der Preis!“

Die Harfnerin.

1835.

Am Wege sitzt die Harfnerin,
Umbraust vom wilden Sturm;
Will Niemand heut vorüberzieh'n
Am altergrauen Thurm?
Will Niemand hören der Harfe Klang,
Will Niemand lauschen dem holden Sang,
Wirft keine barmherz'ge Hand
Eine Gab' ihr in's Gewand? —

Manch süßes Lied von Liebesglück
Schläft in den Saiten leis',
Und manche Frag' an das Geschick
Im Busen voll und heiß.
Ihr Auge, verloschen in Thränennacht,
Kann nimmer schauen der Erde Pracht,
Und ihr Herz, von Hoffnung leer,
Glaubt an Lieb' und Treu' nicht mehr.

Drei Jahr' gehofft, drei Jahr' geweint,
Da ward ihr Auge blind,
Denn nimmer kehrt der falsche Freund
Zu schau'n sein holdes Kind.
„Mich hungert, Mutter, mich hungert sehr,
Lieb' Mutter hast du kein Brosam mehr?"
Sie weint' auf den Knaben hinab,
„„Ach wären wir doch im Grab!""

Und horch, mit ehrnem Schritte wallt
Ein Krieger nach der Stadt;.
Sie lauscht — ihr lust'ges Lied erschallt,
Sie greift die Saiten matt. —
„Spielt auf, spielt auf zum leichten Tanz,
Treuliebchen kommt im Myrthenkranz,
Wir werden uns heut' noch angetraut
Als Bräutigam und Braut.“ —

„Still, — still!“ der düst're Krieger spricht,
„Mit deinem frevlen Sang,
Hörst du den Donner zürnen nicht?
Die Erde zittert bang!“
„„Ha! welche Stimme — Rudolf, du,
So kommst du doch, und mein Herz hat Ruh' —““
Sie faßt mit bebender Hand
Sein flatterndes Gewand.

Er starrt in's Antlitz ihr, so bleich,
Von Grimm und Angst durchgraust:
„Ha, kecke Dirne, laß mich gleich,
Zurück die Bettlerfaust!“
„„Erbarmen,““ ruft sie, „„mit deinem Kind,
Ich kann's nimmer nähren, mein Aug' ist blind!
O Treuvergeß'ner! hörst du nicht,
Was zürnend der Donner spricht?““

„Ich kenne dich nicht!“ — er reißt sich los,
Sein Antlitz flammt in Wuth,
Doch aus der Wolke finst'rem Schooß
Zuckt plötzlich Todesglut.

Im eisernen Panzer halb verbrannt,
Er krümmt sich, ein sterbender Wurm im Sand;
Doch die Harfnerin und ihr Kind
Zwei schlafende Engel sind.

König Hakon. 525.

König Hakon liegt zum Tod' verwundet
An dem Meeresufer, doch als Sieger.
Um ihn her geschaart in weiten Kreisen
Ruh'n die besten seiner Dänenkrieger,
Und die blondgelockten Ynglingsbrüder,
Die gekommen waren, Schwedens Krone
Wieder ihm vom stolzen Haupt zu reißen.
Sieglos flieht der Eine zu den Schiffen,
Doch der And're liegt am Strand erschlagen.
Hakon aber will nach kühnem Leben
Nun auch kühn auf Nordlandsweise sterben.
Und er hebt das Haupt und winkt den Seinen,
Also sprechend mit gedämpfter Stimme:
„Thürmet hoch die Leichen meiner Streiter
Auf's Verdeck des schnellsten Dänenschiffes;
Jedem gebt das Schwerdt in seine Hände,
Laßt die Häupter ruhen auf den Schildern,
Aber trocknes Holz in hohen Stößen
Sei zum Lager mir darauf geschichtet."

Und der hohe Todesthron des Königs
Wird vollendet, wie er es geboten.
„Legt mich," ruft er, „auf mein Schild von Eisen,
Ueber meinen Helden will ich ruhen:
Aber dann zieht auf die weißen Segel
Zu der Fahrt in unbekannte Fernen,
Und den Holzstoß zündet an vier Ecken;
Jene, die mit ihren Schiffen flohen,
Werden glauben, daß ich ihnen folge,
Und vor Hakon's rother Flagge zittern." —
Brausend schießt der Segler durch die Wogen,
Und noch lange durch den Sturmwind hallend
Tönt das letzte Lied des kühnen Hakon.
Endlich fern von hohen Felsenklippen
Kommen Möven schreiend an das Ufer,
Aber durch die trüben Nebelweiten
Flammt's noch einmal hoch empor zum Himmel,
Dann bedeckt den Ocean Nacht und Grauen. —

Der Weg zum Falkenstein.

(Taunussage. 1838.)

Traurig empor zum Falkenstein
Schaut ein Ritter im Abendschein,
War einst der kühnste von Saladins Heer,
Schwang mit Gesang seinen deutschen Speer,
Aber nun klagt er: „Alles dahin,
Einsam muß ich von dannen zieh'n!

Fluch dir da droben, du falscher Wicht,
Gabst mir die Tochter, und gabst sie nicht!
Soll diese Felsen mit menschlicher Macht
Ebnen zum Weg in einer Nacht —
Ja! könnt' ich hexen und zaubern gar,
Diente von Gnomen mir eine Schaar!"

„„Kuno von Sayn, Kuno von Sayn!""
Tönt eine Stimme hell und fein,
„„Schwör's, zu verschütten den Silberschacht,
Den deine Knappen im Thal gemacht:
Morgen dann reit'st du zu deiner Braut,
Ueber die Felsen, der Weg ist gebaut.""

Kuno von Sayn ein Ritter war,
Aber leise sträubt sich sein Haar;
Langsam hat er das Haupt gewandt,
Und schlägt drei Kreuze mit kalter Hand,
Denn ein Bergknapp' drei Spannen lang,
Steigt empor aus verschüttetem Gang.

War schon ein Männlein weiß und alt,
Mit langem Bart und verschrumpfter Gestalt,
Aber die Augen glänzten ihm hell;
Schien auch sonst ein guter Gesell:
Hatte nicht Pferdefuß noch Schweif,
Und war gepudert mit silbernem Reif.

Als da Kuno den Schwur gethan,
Hebt tief unten ein Poltern an:
Aus allen Spalten und Ritzen dringt's,
An allen Felsen hämmert's und klingt's,
Der alte Taunus wiederhallt,
Und Nebel umhüllen Berg und Wald.

Dem Ritter graut's, — doch Niemand sieht
Wie schnell er in seine Burg entflieht,
Von Hoffen und von Fürchten krank
Vergißt er selbst den Abendtrank;
Bleich lauscht er in die Sturmesnacht,
Und betet bis der Tag erwacht.

Nun schaut er aus und lobet Gott,
Denn der Weg ist gebahnt, es war kein Spott,
Da schwingt er sich jubelnd auf sein Roß,
Und reitet hinauf an's Taunusschloß: —
„Hier bin ich Ritter von Falkenstein,
Und nun schön Irmgard auf ewig mein!"

Die versunkenen Klöster.

(Laacher See. 1838.)

„Horch! — hat's nicht Zwölf geschlagen? —
Laß nun den Kahn uns tragen
Zum mondbeglänzten Strand!
Denn aus des See's Grunde
Soll tauchen um diese Stunde,
Eine weiße Nonnenhand.

Sie streckt sich lang entgegen
Dem Kühnen, der verwegen
Sie nehmen und fassen will.
Erlös' uns! fleht es leise
Dreimal auf Geisterweise,
Dann wird es wieder still.

Und plötzlich tönt heiseres Singen,
Musik und Gläserklingen
Und Schlürfen und Stampfen empor.
Denn nächtlich im alten Krater,
Da tanzen Nonn' und Pater
Im schauerlichen Chor.

Mit ihren Klöstern versunken,
In ihren Sünden ertrunken,
Schlang einst sie der See hinein.
Sieh — wo die Flut sich kräuselt,
Durch's Schilf der Nachtwind säuselt,
Dort muß die Stelle sein.“ —

Burg Stolzenfels. *)

Es rauscht durch meine Seele
Der alte deutsche Rhein.
Freiligrath.

*) Dieses Gedicht erschien zuerst zum Besten des Kölner Dombaus in eigner Ausgabe 1842. In nachstehender Umarbeitung blieben die beiden Eingangsgedichte weg, ebenso ist der ganze Schluß von Seite 66 und 67 geändert.

An Sophie Gräfin Bremer,

geb. Freiin von Staffhorst.

Nimm hin dies Lied — nichts beſſres kann ich geben
Dir, die ich liebe wie mein eigen Leben!
Leg's an Dein Herz, an's edle, fromme, treue,
Und laß es Dir willkommen ſein auf's Neue,
Willkommen — wie in jenen heit'ren Tagen
Als uns ein Kahn zum grünen Strand getragen,
Wo Stolzenfels im Glanz der Sonne ragte
Und ich voll Glut die erſten Klänge wagte! —
Gedenkſt Du noch des Tags und jener Stunde?
Wie ich es thue, gibt dies Wort dir Kunde!

Stolzenfels.

Erster Gesang.

Rhein! Strom der Welt, seit deine Wasser kühn
Sich Bahn gebrochen durch die grauen Felsen;
Seit sie vielarmig, aber tief und grün
Sich in des Meeres Wogendonner wälzen;
Seit Roms Legionen flohen, seit mit Macht
Und Siegesglanz in mancher heißen Schlacht
An deinem Strand die deutschen Banner flogen,
Gewalt'ge Kaiser da, voll Herrlichkeit,
Und größer oft als ihre dunkle Zeit,
In Heldenruhm und Pracht vorbeigezogen;
Seit diese Vesten, hoch am Strand gebaut,
Die reichen Städte sich in dir beschaut,
Vor allen jener Kölner Dom so hehr,
Wie rings in unsren Gauen keiner mehr; —
Seit du einst stolz und frei bis in das Meer
Die deutschen Schiffe trugst mit unsern Farben,
Die niemals ganz im Sturm der Zeit erstarben. —
Rhein! Strom der Welt, — du wirst es ewig sein,
So lang noch Herzen deiner Schönheit schlagen,
So lang noch Lieb' und Lied dir Sänger weih'n,
Die als ihr höchstes Gut die Harfe tragen.

Aus deinen Wogen rauschen Melodien,
Um jene Mauern flüstern tausend Sagen,
Und welcher Pilger kann vorüber zieh'n
Und möchte nicht voll Lust nach ihnen fragen?
Wer aber zählt sie all' auf Fels' und Höhen
Die Burgen, die so kühn hernieder sehen,
Und welches Auge hätte nicht entzückt
Vor allen auf Burg Stolzenfels geblickt,
Nicht gern vernehmend von des Sängers Munde
Aus alter Zeit von dorten eine Kunde? — —

Auf Stolzenfels im höchsten Thurmgemach
Ist noch ein einsam schimmernd Lichtlein wach, —
Oft ward's gesehn zu Bischof Kuno's *) Zeit,
Als er noch lebt' und stritt in Herrlichkeit.
Mehr Ritter einst als Priester, kühn und klug,
Der Tapferste des Namens, den er trug,
Mit milden Händen gebend, und so reich,
Daß ihm kein andrer war der Fürsten gleich,
Schafft droben ihm, so sagen alle Kunden,
Ein weiser Mann in mitternächt'gen Stunden
Durch die geheime Kunst der Alchemie,
Was stets auf Erden Gunst und Macht verlieh.

---

*) Kuno von Falkenstein, Erzbischof von Trier von 1362 — 1388.

Und trüb ist noch die Zeit — die Menschheit liegt
In Banden noch von dumpfer Nacht besiegt,
Auf ihrem Geiste ruht ein schwerer Bann,
Den einst ein Mann der Kraft nur lösen kann.
Hier zogen bleiche Geißler durch das Land,
Dort wurden Templer, Ketzer da verbrannt,
Und über allen hebt die Hierarchie
Neunfache Geißeln und vergiftet sie
Mit Bann und Fluch, auf daß sie tiefer dringen,
Gewalt'ger sich in's Mark des Lebens schwingen.
Noch sind die rechten Führer nicht erwacht,
Noch fällt kein voller Strahl durch diese Nacht:
Und doch schon hier und dorten banges Schmachten,
Verborgnes Forschen und geheimes Trachten
Nach einem Lichte hell und sonnenklar,
Nach einem Etwas hehr und wunderbar,
Nach einem Etwas — halb der Erd' entstammend,
Halb aus dem Licht der Offenbarung flammend,
Nach einem Schatz — vielleicht verborgen nur
In der allmächtig schaffenden Natur
Und ihren tiefgeheimnißvollen Kreisen,
Adepten suchen ihn — im Stein der Weisen.

Als Kuno starb, ließ er sein Gold, sein Glück,
Den Krummstab Triers dem Neffen selbst zurück,
Und der, Herr Werner, *) hat drauf manche Nacht
Bei Alchemisten in dem Thurm durchwacht;

*) Werner von Falkenstein, Erzbischof von Trier von 1388 — 1418.

Dann zog er plötzlich fort zum Moselstrand
In Unmuth — doch warum, ward nicht bekannt.
Er liebte Stolzenfels, doch seltner nun
Kehrt' er zuweilen ein, um auszuruhn
Vom Krieg, wenn seine Söldner sich entschaarten,
Von Jagden oder frommen Betefahrten.
Das Schloß stand oftmals leer, doch wohlverwahrt
Von Hans von Liebenstein auf Burgmannsart.
Doch, was an Zehndengeld des Bischofs war,
Empfängt für ihn schon manches lange Jahr
Der alte Kurt, sein Kammermeister dort, —
Und Werner läßt ihn sammeln fort und fort,
Auf daß er dran sein Auge mög' ergötzen,
Sein Herz erfreu'n an hochgehäuften Schätzen. —
Bei Kurt auch weilt schon lang aus fernem Reich
Ein Fremdling, dunklen Haares, ernst und bleich.
Mit Pilgern kam er einst vorbeigezogen,
Und blieb erschöpft zurück im Dorf am Strand.
Kurt nahm ihn auf und ward ihm bald gewogen;
Denn Manso sagt: im Pyramidenland
Hab' er des Hermes tiefe Kunst studirt
Und manch Geheimniß mit sich fortgeführt.
Ob Unglück, ob geheime Schuld ihn drückt,
Noch hat kein Aug' den düstern Geist durchblickt;
So bleibt er ein Geheimniß selbst — für immer,
Denn ungern und in Räthseln spricht sein Mund.
Doch naht die Tochter Kurt's, dann wohl ein Schimmer
Fiel' durch die Nacht und thät's dem Lauscher kund;
Doch Elsbeth fühlt nur ein geheimes Grauen,
Wenn Manso's Blicke sie so wild beschauen;
Schon wird der Bart ihm grau, die Stirne kahl,
Die bleichen Wangen sind gefurcht und fahl. —

Auch Kurt sieht nichts, seit langer, langer Zeit
Ist all sein Denken Einem nur geweiht.
Hier wohnten Kuno's, Werner's Alchimisten,
Hier stehn Recepte noch in ganzen Kisten,
Hier sind, vergriffen und vergilbt von Rauch,
Des Hermes Trismegisto's Schriften auch,
Hier hilft ihm Manso, zeiget aus der Ferne
Stets ein Geheimniß tief und wunderbar,
Des Höchsten Höchstes, ihm allein nur klar,
Und heller leuchtend als des Himmels Sterne; —
Doch wie auch Kurt auf seine Räthsel lauscht
Und Gold um Gold für Gaukelkünste tauscht,
Oft mitternächtig einsam schmilzt und glüht,
Er hat vergebens nur sich abgemüht.
Sonst, als er jung war, zog er freudig aus,
Ein kühner Kämpfer selbst im wildsten Straus,
Sein Herz voll Stolz und heißer Ehrbegier
Träumt' einst vom Rittersporn und Wappenzier, —
Doch, statt sich Ruhm und Ehre zu gewinnen,
Sah er sein Leben dunkel nur verrinnen. —

Auch heut' auf jenem höchsten Thurmgemach
In tiefer Nacht ist jenes Lichtlein wach,
Es wächst und wächst, die Fenster werden helle,
Jetzt flammt ein rascher Strahl hinab zur Welle,
Dann wird es droben wieder einsam, Nacht,
Und nur des Mondes sanfte Strahlenpracht
Steigt jenseits ob der Marxburg Thürmen auf,
Noch nichts beglänzend als der Berge Haupt,
Von Reben hier und dort von Wald umlaubt.
Ein später Wand'rer längs des Rheines Lauf,

Der noch von Rhens hinab nach Koblenz zieht
Und Feuer droben auf dem Thurme sieht,
Blickt scheu hinan, schlägt dann der Kreuze drei
Und eilt, so schnell er kann, dem Ort vorbei,
Um in der Herberg morgen zu beschreiben,
Wie's droben wieder die Adepten treiben.

Doch droben — bleich am Herd steht Kurt der Greis,
Er bebt — auf seiner Stirn liegt Todesschweiß,
Um ihn sind hundert Gläser und Phiolen,
Schmelztiegel, Erze, halbverglühte Kohlen,
Erstickend qualmt umher ein blauer Dampf
Und Kurt stöhnt auf, die Brust verengt von Krampf:
„Nichts — wieder Nichts! so sei verflucht der Tag,
Wo ich zuerst im Licht der Sonne lag," — —
Er fährt empor — er schlägt und tritt mit Füßen
In die Tinkturen, daß sie sich ergießen
Ein einz'ger Strom durch dieses Vielerlei
Von Kupfer, Schwefel, Eisen, Zinn und Blei.
„Ha! mischet euch nun so zum Stein der Weisen
Verfluchte Säfte, die sich falsch erweisen!
O Manso, Manso! — wo ist hin mein Gut
Und mehr — und mehr — ich sühn' es nur mit Blut. —
O meine Tochter, süßes Engelskind,
Ich laß dich arm zurück wie Bettler sind!
Arm! ekles Wort voll Hohn und Bitterkeit,
Voll stillem Grämen und voll lautem Leid,
Voll wilder Flüche und voll Thränen heiß,
Voll bleicher Sorgen und voll Müh' und Schweiß.
Arm — arm — ich wollte schmücken dich allein,
Du solltest Erbin stolzer Güter sein;

Du solltest Edelstein und Perlen tragen,
Hoch über alle Ritterfräulein ragen,
Und bei'm Turnier, die Schönste aller Schönen,
Den Tapfersten mit deinem Kranze krönen, —
Geliebt, geehrt — und einst im goldnen Haar
Trügst du vielleicht ein Grafenkrönlein gar;
Warum nicht —? Gold ist Herrscher und Regent
So weit die Erde diesen Zauber kennt.
Nun aber bist du arm, in Noth und Mühen,
In Dunkelheit und Gram wirst du verblühen;
Nun aber ist verschmolzen und verraucht
Mein Gut und dein's — o Gott, und mehr verbraucht,
Und von dem Gold des Herrn, mir anvertraut,
Nichts übrig als der Dunst, der mich umgraut. —
Weh — wehe mir, mein Tod wird schmachvoll sein,
Denn Morgen zieht er Rechnung fordernd ein."

Schon dreimal hat's geklopft, erst leis', dann laut,
Doch Kurt hört nichts, von dumpfer Nacht umgraut;
Er schlägt die Brust, zerreißt sich wild das Kleid
Und rauft sein Haar in ungemess'nem Leid.
Nun tönt's: „„Mach auf, mein Vater, auf geschwind!
Läßt du vor Angst um dich vergehn dein Kind?""
Kurt horcht; er ordnet eilig sein Gewand,
Das wilde Haar, und seine kalte Hand
Schiebt zögernd nun den Riegel von der Thür, —
„Du, Elsbeth, noch so spät — was willst du hier?
'S ist Mitternacht, mein Kind — geh', geh' zur Ruh,
Denn dies Gemach, du weißt es, bleibt dir zu." —
„„Nicht länger mehr —"" sie drängt sich durch den Spalt
Der niedern Eisenthür halb mit Gewalt,

Und steht nun da im weißen Nachtgewand,
Die Ampel in der hochgehobnen Hand.
Um ihren Nacken, um die Schultern rollt
Halb aufgelöst der Flechten weiches Gold.
Ein greller Strahl mit seinem rothen Licht
Fällt auf ihr sorgenbleiches Angesicht,
Die braunen Augen, sanft und engelmild,
Und zeigt des Schmerzes und der Schönheit Bild,
Doch noch ein andrer halbgebroch'ner Schein
Zeigt — sein Geheimniß ihr und seine Pein.

„„Vergib mir, Vater, — doch die Knechte sagen,
Es wären Flammen durch den Thurm geschlagen;
Da eilt ich fort, mir ward um dich so bang,
Nicht hab' ich dich belauscht, doch klopft' ich lang
Und hörte — noch durchbebt es mein Gebein —
Das Schreckenswort: mein Tod wird schmachvoll sein.
O Vater, Vater! sag' es deinem Kind,
Was deine Sorgen, deine Schmerzen sind?
Warum seit lange schon ein finst'rer Gram
Dich, selbst die Lieb' für mich gefangen nahm?
Wohl! du bist ein Adept, machst Gold aus Eisen
Und suchst mit Manso nach dem Stein der Weisen,
Ich weiß es, Andre haben mir's vertraut;
Doch sag', warum dir vor dem Tode graut? —““
„Warum, warum? Dahin ist all' mein Gut,
Dort liegt verschlackt das letzte bei der Glut,
Mein Wissen, meine Werke sind nur Dunst,
Nichts — — oder die geheimnißvolle Kunst,
Wie sie in alten Schriften mancher Art
Mehr als dreitausend Jahre wird bewahrt,

Ist nur ein Gaukelspiel, in Abgrundsnacht
Von bösen Geistern uns zum Hohn erdacht. —
Ich bin ein Bettler — —"
„„Nein, mein Vater, nein,
Was ich ererbt vom Oheim ist auch dein;
Der schöne Wald, die Wiesen, jener Bau
Im Maienfeld mit Thürmen, alt und grau. —""
„Unglücklich Kind! wend' ab dein Angesicht,
Dein klares Aug' und fluch' dem Vater nicht;
Denn statt dir Glanz und Reichthum zu erwerben,
Lebst du in Gram nun, wirst in Sorgen sterben; —
Längst ist verpfändet, was du dein genannt,
Ich machte dich zur ärmsten Magd im Land."
Sie stürzt an seine Brust — „„Des Herrn Gebot
Ist heilig deinem Kind bis in den Tod!
Arm sein ist trüb — doch frisch und heiter zieh'n
Die Bauern drunten zu der Arbeit hin,
Die Kinder spielen doch, die Frauen singen,
Wenn sie ihr Tagwerk hier und dort vollbringen.
Mein Vater, traure nicht! dahin ist hin;
'S ist irdisch Gut, mir bleibt mein froher Sinn,
All' meine Lieb' für dich und fleiß'ge Hände,
Auf daß ich Noth und Sorgen von uns wende:
Den Webstuhl kann ich meisterlich beschicken,
Die Spindel dreh'n, in Gold und Seide sticken;
Auch fühl' ich einen Schatz in meiner Brust,
Von was, kann ich nicht sagen, — bald ist's Lust,
Bald Andacht, blick' ich auf zum Himmelszelt,
Bald ist's Vertrau'n zu Menschen, Gott und Welt.
Nein traure nicht! auch bleibt dir ja dein Sold,
Und immer war der Erzbischof dir hold. —""

Kurt fährt empor: — „Weh mir verlornem Mann!
Erfahr' es denn, daß nichts mich retten kann:
Herrn Werner's Truhen alle sind geleert,
Ich bin ein Dieb und sterbe drum entehrt;
Doch Manso sterbe mit: er führte mich
An diesen Abgrund tief und fürchterlich,
Und sein Geheimniß nehm' er mit hinab,
Weil er nicht reden will, in's dunkle Grab."

Elsbeth verhüllt ihr Antlitz starr und bleich,
Aus ihrem Aug' entquellen Thränen reich.
Was hat sie dann in dieser Schreckensnacht
Für eitle Pläne nicht für Kurt erdacht, —
Und All' und All' umsonst! — der Tag bricht an,
Wo Bischof Werner und die Gäste nah'n.

Zweiter Gesang.

Hold glänzt des Mondes goldner Strahl im Rhein
Und hold darinnen auch der Sterne Schein;
Die Wellen zittern dann vorbei am Strand,
Als zögen still sie durch ein Geisterland.
Doch wenn die Sonne volle Purpurglut
Hat ausgegossen auf der grünen Flut,
Wenn ihr entsteigt im frischen Morgenhauch
Der weiße, helle Dampf gleich Opferrauch,
Wenn dann die Fischer rudern drüber hin
Und lange Netze silbertriefend ziehn,

Wenn fern am Strand des Wand'rers Frühgesang
Im Wind zusammenhallt mit Glockenklang,
Wenn's stolz und fröhlich aufrauscht um's Gestein,
Dann ist er schön der königliche Rhein!
Ja, Leben ist der Tag, die Nacht ist Tod,
Schafft sie gleich auch, wie der für's Morgenroth.
Und Morgenroth glüht rings auf diesen Auen,
Auf Städt' und Burgen, die herniederschauen.
Dort Ehrenbreitstein, trotzig Thurm an Thurm
Dem Feind entgegenstreckend und dem Sturm;
Hier wo die Lahn aus Erzgebirgen dringt,
Wo der Johanniskirche Läuten klingt,
Lahnstein, gelehnt an grüne Rebenhügel,
Ein Doppelbild für zweier Ströme Spiegel,
Und drüber von dem steilen Bergeshaupt
Burg Lahneck ragend, rings von Wald umlaubt;
Dann über Braubachs Flur auf Felsen rauh
St. Martins und der Marxburg alter Bau,
Rhens gegenüber, wo vom Strande schaut
Der Königsstuhl, vom Himmel überblaut.
Schön Alles, Alles! aber schöner doch
Burg Stolzenfels, so fest, so kühn, so hoch
Mit dem gewalt'gen Thurm, wo Epheuranken
Ringsum in reichen Kränzen niederschwanken,
Den Gärten, und dem Plätschern klarer Bronnen,
Den kühlen Schatten vor dem Strahl der Sonnen,
Den hohen Hallen, reichgeschmückt durch Bilder,
Durch Waffen auch und bunte Wappenschilder,
Und einem Schatz — viel edler noch als Gold,
Das aus dem Schacht an's Licht des Tages rollt.

Dort wo die Burg stolz ob Kapellen thront,
Liegt ein Gemach, von Manso nun bewohnt,
Uralte Linden rauschen um die Veste
Und wölben unterm Fenster hundert Äste;
Der rothe Schein des jungen Tages glänzt
Durch seine runden Scheiben grünumkränzt.

Und Manso sitzt so finster sinnend da,
Als mahn' ihn eine Schuld aus vor'gen Tagen,
Vor ihm sind alte Schriften aufgeschlagen,
In die sein Aug' zuweilen niedersah.
Ha! plötzlich zuckt es durch sein glühend Hirn
Und dann wie Wetterleuchten auf der Stirn:
„Ihr Bild, ihr Bild! auf jedem Blatt ihr Bild, —"
Er knirscht und schreitet an das Fenster wild,
Beugt spähend sich hinaus und hört es nicht,
Daß eine sanfte Stimme: „„Manso,"" spricht,
„„Manso"" noch einmal, — dieser Klang erreicht
Sein Ohr so sicher, daß er mehr erbleicht;
Er dreht sich um: in vollem Schönheitsglanz
Steht Elsbeth da, bestrahlt von Purpur ganz. —

Schön ist ein Weib, das liebt; doch minder nicht
Ist's jene, die noch nichts von Liebe spricht;
Die noch nicht weiß, daß in des Herzens Stille
So mächt'ge Glut wohnt und so starker Wille;
Durch deren Busen nur zuweilen leise
Ein tiefes Ahnen zieht auf Geisterweise,
Und dann als Schatten ruhet auf der Stirn,
Gleich einer Wolke vor des Tags Gestirn.

Und solches Ahnen zog durch Elsbeth's Herz,
Als ihr der Herr von Westerburg erschienen,
Er, der ein Held in kriegerischem Erz
Und doch so zart der Schönheit weiß zu dienen,
Der so getreu, so fromm im Herzensgrunde
Ein echter Ritter ist zu jeder Stunde.
Doch er begehrt nicht mehr der Frauen Liebe:
Oft ist sein Herz von bangen Zweifeln trübe,
Weil es so viel gesucht, so wenig fand,
Und einsam nun, obgleich voll Sehnsucht stand; —
Eins doch beglückt ihn — seine süßen Lieder,
Sie hallen rings aus allen Gauen wieder.

So sah ihn Elsbeth oft vorüber wallen
Als Werner's Gast, den herrlichsten von allen.
Sie sah ihn, doch geheim, wenn er im Garten,
Der lang und schmal sich um die Veste zieht,
Am Morgen ruht', des ersten Strahls zu warten,
Wenn er umspielt von weicher Abendluft
Zu athmen ging der Blumen süßen Duft.
Da war's, daß eine Rose, frisch gepflückt,
Von ihm auch ward gedankenvoll zerstückt;
Doch Elsbeth sah's — verborgen, tief versteckt,
Gleich Manso, den sein Anblick einst erschreckt;
Sie schlich sich leis' aus ihrer kleinen Zelle
Und gönnt die Rose nicht dem Wind, der Welle;
Zum Garten stieg sie nieder leicht und still
Gleich einem Reh, das dort sich äßen will.
Manso, der bleiche Lauscher, sah's von oben,
Wie sie die Blätter sorgsam aufgehoben
Und in dem Busen barg: so wächst geheim
Aus welkem Stoffe frischer Lebenskeim.

Doch Manso knirscht in Wuth, er sah es klar,
Daß Reinhard's Bild in Elsbeth's Herzen war.
Wohl steht er ihr vielleicht zu hoch, zu fern,
Ein ewig unerreichter Himmelsstern:
Doch wenn auch! dieses Weib so schön und rein
Wird doch einst eines andern Mannes sein;
Und dies zu denken füllt sein Herz mit Wuth,
So daß er lieber fließen säh ihr Blut;
Ja, könnt er stürmen diese festen Zinnen,
Als Räuber Burg und Jungfrau sich gewinnen,
So wie des Vaters Gold er sich gewann,
O welche Lust, o welches Leben dann!
Doch das ist nichts; er brütet Tag für Tag
Wie nun die Burg er heimlich fliehen mag,
Denn seine Zeit ist um. Eins muß er lassen,
Um sicher doch das andre zu erfassen, —
Und eh' Herr Werner in die Veste zieht,
Eh' Ritter Westerburg ihn wieder sieht,
Muß er entrückt sein jeglicher Gefahr,
Die dem Verbrecher niemals näher war.

So hat er eben als der Tag erwacht
An seine Flucht und Elsbeth auch gedacht,
Als sie, die mit dem Vater lang geweint,
Vor seinem Blick im Morgenglanz erscheint.
Sie glaubt an Manso noch, ihr arglos Herz
Glaubt noch an seine Weisheit, Kunst und Güte,
Glaubt an sein Mitleid mit des Vaters Schmerz,
Auf daß er ihn vor Schmach und Tod behüte.
Nun steht sie zagend da, die Augen wund,
Und nur das Frühroth auf den bleichen Wangen

Vertraut ihm Alles, thut ihm Alles kund,
Um endlich sein Geheimniß zu erlangen,
Damit der Vater es dem Bischof bieten
Und so vor Schmach und Schande sich behüten,
Bewahren möge vor dem sichern Tod,
Der einem ungetreuen Diener droht.
Zugleich auch sagt sie, doch mit halber Stimme,
Wie Kurt auch ihn bedroht in seinem Grimme.

Und Manso bebt — sein Herz im Busen zagt,
Sein fahles Antlitz hätt' ihn wohl verklagt
Und zöge den Betrüger vor Gericht,
Wär' Elsbeth so voll Taubeneinfalt nicht
Und glaubte noch der Kunst und ihrem Meister.
Wie könnt' auch sie, die sanfte, fromme Maid,
Bezweifeln, was schon höhre Männergeister
So fest geglaubt in alt und neuer Zeit.
Drum hofft' auch sie, daß Manso, tief erfahren,
Ein treffliches Geheimniß wird bewahren,
Das er nun endlich, endlich wird enthüllen —
Sie fleht so heiß — vielleicht um ihretwillen;
Doch Manso, schon gefaßt, erkennt nun klar,
Daß er um Elsbeth schon zu lang geblieben,
Ha, und warum zu lang geblieben war!
Er weiß es längst, sie wird ihn niemals lieben;
Denn, als von ihrer Schönheit hingerissen,
Er einst gewagt ihr Angesicht zu küssen,
Nennt sie: Ehrwürd'ger Vater ihn, und führt
An ihre Lippen seine Hand gerührt. —

Nun steht sie vor ihm bittend, weinend, bleich,
In ihrem Antlitz liegt ein Himmelreich,
Doch nicht für ihn: er liebt und haßt zugleich,
Er wünscht vernichten, morden sie zu können,
Um keinem Andern diesen Reiz zu gönnen.
Könnt' er sie häßlich machen, blind und alt,
Säh' er gelähmt die herrliche Gestalt, —
(So will der Feind, muß er sich endlich flüchten,
Was er nicht rauben kann voll Neid zernichten)
Und finster sinnend sagt er endlich leis':
„Du holdes Kind vernimm denn was ich weiß,
'S ist an der Zeit — der Mond wird voll heut' Nacht
Und günstig stehn die Zeichen und die Sterne,
So würde wohl das große Werk vollbracht,
Doch Eins wird fehlen — wär' es auch nicht ferne, —"
Er stockt, und Elsbeth: „„wolle nichts verhehlen,
Was ist nicht fern und wird zum Werk doch fehlen,
Mein Vater, was?"" — sein Aug' sprüht wilde Glut;
Er neigt sich an ihr Ohr und flüstert „Blut!"
Und Elsbeth schaudert — „hör mich ruhig an,
Durch eine Jungfrau wird das Werk gethan;
In deine Hand, in deine Macht gegeben
Ist deines Vaters Reichthum, Glück und Leben;
Du weißt wie Simon sich den Tod erwarb,
Der um geringre Schuld am Galgen starb. —"
Sie zuckt zusammen, Thränenströme quellen
Aus ihrem Aug' und schwere Seufzer schwellen
Bis zum Zerspringen das gequälte Herz.
Manso beschaut voll Lust so schönen Schmerz,
Streift eine dieser Thränen von dem Kleid,
Darauf wie Perlen sie gesä't das Leid,

Und fährt dann fort mit tiefer, leiser Stimme:
„Vernimm, was mir im Pyramidenland
Nach langem, tiefem Forschen ward bekannt.

„Ein Nichts, ein wüstes Chaos war die Welt,
Eh' Gott gesprochen sein allmächtig Werde,
Eh' seine Hand gewölbt das Himmelszelt,
Gefestigt aus den Wassern hob die Erde.
Da waren noch vermischt mit Graun und Nacht
Des Monds, der Sonne und der Sterne Pracht,
Die Elemente, die Metalle nicht
Unrein und rein, geschieden durch das Licht;
Und sieh, sein Wort ward Licht, das Licht ward Leben
All überall; zuletzt von rother Erde
Des Ackers Damaskona nahm der Herr
Und kleidet' sie in menschliche Geberde,
Sein Athem haucht' der Form die Seele ein,
Geist seines Geistes, seines Lichts ein Schein.
Und so ward Adam; doch von seinem Leib
Ihm zur Gefährtin schuf der Herr das Weib.
So lebten sie voll Paradiesesfrieden,
Von keinem Übel, keinem Schmerz bedroht,
Denn ew'ge Jugend war dem Paar beschieden,
Und Beide wußten nichts vom bittren Tod.
Da fielen sie durch Satans List und Macht
Und wurden aus dem Paradies gestoßen;
Verloren war der Jugend ew'ge Pracht,
Sie mußte welken gleich des Frühlings Rosen;
Verloren war des Leib's Unsterblichkeit
Und nur die Seele blieb vom Tod befreit.

So war's nach Adam tausende von Jahren,
Es starben die Geschlechter, blühten auf,
Und Schmerz und Kummer, Sorgen und Gefahren
Zehrt stets den Leib des Mikrokosmus auf.

„Blieb gleich das Erdenparadies verloren,
Das Paradies des Himmels sollt's nicht sein,
Drum ward aus einer Jungfrau hehr und rein
Der Herr und Heiland in die Welt geboren.
Sein heil'ges Blut am Kreuzesstamm vergossen
Hat wieder es der Seele dort erschlossen.
Doch gleich wie Blut den Himmel aufgethan,
Die Menschenseele selig zu empfahn,
So kann durch Blut allein dem Leibe werden,
Was er verlor einst mit dem Paradies:
Gesundheit, Weisheit, Jugend schön und süß,
Ein ew'ges Leben, Glück und Glanz der Erden
Und jeder Schatz, der im Verborgnen ruht,
Dies Alles wird gewonnen nur — mit Blut.
Ja! nur das Blut von einer Jungfrau rein,
Freiwillig selbst vergossen durch das Eisen,
Erzeugt den Stein des Golds, den Stein der Weisen;
Er kann der Retter deines Vaters sein!
Denn Werner, unersättlich stets nach Schätzen
Von Gold und Silber, wird ihn höher setzen
Als alle seine Diener, und sein Haupt,
Ihm bald vielleicht durch Henkershand geraubt,
Wird er mit Ehre krönen und mit Gunst,
Wie's auch gebührt dem Meister hoher Kunst."

Und Manso schweigt; gleich einem Marmorbild
Sitzt Elsbeth da, doch keine Thräne quillt

Mehr aus dem Aug', das hoher Glanz erfüllt.
„„Mein Vater, weiter, weiter! alles nicht
Hast du gesagt, mir mangelt noch das Licht."" —
„Leben ist Licht und Licht ist goldner Tag,
Doch Licht ist Feuer, aber Esdra sprach:
Feuer ist Weisheit, denn mir gab der Herr
Zu trinken einen Becher voll von Feuer,
Da wuchs mir Weisheit — also Licht ist Feuer.

„So thu' dein Ohr auf Weib! durch meinen Mund
Sei das Geheimniß dir des Hermes kund: —
In Pyramidennacht, dreitausend Jahre,
Hat es geschlummert dort auf seiner Bahre,
Albertus Magnus, Lull und andre Geister
Besaßen es und wurden weise Meister.
Wenn eine Jungfrau frei mit eigner Hand
Ihr Herzblut läßt verströmen in den Brand
Von Cedernholz — du siehst ein wenig dorten,
Es stammt von Salomonis Tempelpforten —
Und dies verglommen ist in duft'ger Glut,
Getränkt, gelöscht von ihrem reinen Blut,
Vom Lebensgeist, der schmerzlos ihr entschwebt;
Wenn dann bei diesen Kohlen der Adept
Quecksilber schmilzt und Schwefel, im Gebet
Am Herd verharrend bis der Tag ersteht,
Dann strahlt ihm aus dem Tiegel hell entgegen
Der Stein der Weisen durch des Feuers Segen."

„Du weißt nun das, warum dein Mund mich bat:
Doch arm und schwach ist Weibergeist und That, —
Nur wenig Jungfrau'n gab es, die ihr Leben
So groß gesinnt für diesen Schatz gegeben!

Verwirf, so stirbt dein Vater: doch er stirbt
Wie Tausende schon starben; wähl' es kühn,
So wird er leben, und dein Tod erwirbt
Ihm Weisheit, jedes Glück wird ihm erblühn."
„„Ihm jedes Glück erblühn wenn ich nicht lebe,
Und nicht für ihn mehr Hand und Herz erhebe?
Nein, Manso, er wird sterben dann aus Gram,
Wenn sich sein Kind für ihn das Leben nahm."" —
„Du glaubst es, Mädchen! welcher Schmerz auf Erden
Und welche Lieb' ist ewig? er vergißt,
Denn ihm wird Weisheit, Glanz und Reichthum werden,
Gunst — und ein Glück, das unvergänglich ist.
Hörst du! — Wer jenen höchsten Schatz besitzt,
Der ist vor jedem Erdenweh geschützt,
Kann selbst vielleicht die Grabesnacht zerreißen,
Nein, er beweint dich nicht, er wird dich preisen." —

Elsbeth erhebt sich bleich und marmorkalt,
Doch höher scheint die herrliche Gestalt,
Ihr schwimmend Auge streift hinab zum Rhein,
Der stolz vorüberwallt im Morgenschein,
Hängt an des Himmels Wolken glänzend grau
Und an den Bergen, an der grünen Au —
Horch, welch' ein Ton! — der Wächter stößt in's Horn;
So grüßt er Gäste nur mit goldnem Sporn,
So nur den Herrn, sieht er zur Burg ihn ziehn,
Und Beide treten rasch zum Fenster hin.
Schon geht ihm Ritter Hans der wackre Degen,
Der greise Burggraf aus dem Thor entgegen;
Ja, das ist Werner und sein weißes Roß;
Er schaut voll Wohlgefallen auf zum Schloß,

Mit Pfauenfedern ist sein Hut geschmückt,
Doch greis ist Bart und Haar, sein Haupt gebückt,
Und neben ihm auf seinem stolzen Rappen
Trabt Westerburg, dann Diener, Knechte, Knappen.
Ha, wie Herrn Reinhard's weiße Feder fliegt,
Das Jagdkleid um den edlen Leib sich schmiegt,
Und wie vom frischen Ritt sein Antlitz glüht,
Das stolze blaue Auge glänzt und sprüht!
Nun kommt der letzte Reiter — Manso schaut
Erschüttert auf ihn nieder, denn ihm graut,
Kaum ist's ein Jahr, seit er im Mönchsgewand
Bespritzt mit Blut, gefesselt vor ihm stand.
Käm' er vielleicht zu richten über ihn,
Der Reiter dort — der Abt von Maximin?
Ha! Manso zuckt zurück, als ob ein Schwerdt
Ihm plötzlich schneidend durch die Adern fährt.
Die bange Elsbeth aber sieht mit Beben,
Da drunten schreitet durch den Burghof eben
Ihr Vater vor den Erzbischof zum Gruß;
Doch ach, er wankt, daß er sich stützen muß,
Und ist so bleich als schwände schon sein Leben.
Da tritt auch sie mit einem trüben Blick
In des Gemaches Tiefe rasch zurück.
„„Kannst du mir schwören, Manso, sagt sie dann,
Daß ihn mein Blut allein nur retten kann
Und daß du Wahrheit sprachst““ — „ich kann's beschwören,
Mag meinen Schwur der dreimal Höchste hören,
Und möge mich die Rheinesflut verschlingen,
Sagt' ich nicht Wahrheit dir in allen Dingen!
Doch schweigen mußt du streng, nichts kann gelingen,
Wird dein Geheimniß auf die Lippen dringen.“ —

„„Die Stunde, Manso?““—„Mitternacht!“—„„der Ort?
„Du kennst ihn, auf dem Thurmgemache dort,
Dein Vater bete bis zur zweiten Stunde,
Dann steig' er auf, ich geb' ihm weitre Kunde.“
„„Manso, kann deine Hand es nicht vollenden?
Ich bin so jung noch und mir möchte grau'n,
Soll ich auf's eigne Herz das Eisen wenden.““ —
Sie ist so sanft und traurig anzuschau'n
Bei diesen Worten, daß er tief durchzittert
Von einer finstern Schulderinn'rung schweigt;
Dann wehrt er ab sie mit der Hand erschüttert
Und hat zurück das düstre Haupt geneigt:
„Entfleuch — dort liegt das Holz vom Libanon,“ —
Sie nimmt es rasch hinweg und ist entfloh'n.

Dritter Gesang.

Der Abend sinkt, ein herbstlich blauer Duft
Webt sich nach Westen um die Thalesferne,
Und schaut das Auge forschend durch die Luft,
So scheint es fast als kämen bald die Sterne.
Ein Schiff fährt drunten noch zum alten Zoll,
Es führet edle Bacharacher Weine,
Ein andrer Segler, pfälzer Weizens voll,
Geht furchenziehend abwärts auf dem Rheine.
Es grüßen sich die Steuermänner gut,
Ein jeder zieht den breitgekrämpten Hut,
Und auf den Wimpeln glänzt das letzte Licht,
Was eben purpurroth durch Wolken bricht.

Nun noch ein Rosenschein, ein kurzes Glühen
Dort drüben, wo die Todtenblumen blühen
Und einsam die Johanniskirche steht, —
Dann Dämm'rungsgrau, vom Abendwind durchweht.

Auf dem Altan, frei vor der Burg erhoben
Und ganz mit Epheuranken überwoben,
Sitzt Bischof Werner an dem Tisch von Stein.
Mit seinen Gästen trinkt er da den Wein,
Den edlen Steeger, klar wie Sonnenschein.
Das Mahl ist abgetragen, längst vorbei
Rheinsalm und Reh: es war nicht vielerlei,
Doch solchen Wein, wenn er ihn haben kann,
Verschmäht zum Abendtrank kein deutscher Mann.
So denkt der Burggraf und von Maximin
Der fromme Abt, auch Ritter Rheinhard kühn;
Doch seltner greifet seine Sängerhand
Zu dem Pokal, der duftend vor ihm stand.
Er lauscht dem Abendläuten, sanft verklingend
Und wie Gesang von Strand zu Strand sich schwingend,
Sein Blick streift lieber sinnend über's Thal,
Ergötzt sich am verglüh'nden Abendstrahl,
Folgt dem gewund'nen Rhein hinab, hinan,
Auch wohl des Fergen übervollem Kahn,
Hängt an den Burgen, an den Felsenhöhen,
Wo traubenreich die Rebenkränze wehen,
Schaut auf das Kloster dort von Oberwerth,
Dem nun entlang ein weißes Segel fährt,
Und senkt gedankenvoll die Augenlieder,
Als dächte still sein Herz auf neue Lieder; —
Dann greift er freudig nach dem Goldpokal
Und trinkt, und trinkt ihn aus mit einemmal.

Dazwischen tönt Gespräch von Welt und Zeit,
Von alter Hohenstaufen Herrlichkeit,
Und wie so schlimm das deutsche Reich berathen
Durch seines faulen Kaisers Wenzel Thaten.
Der Burggraf sagt und klagt von Räuberei,
Der Abt von der verderbten Klerisei,
Und wie er einen Mönch um Mordes willen
Ein Jahr lang schon verfolgen läßt im Stillen.
Darüber schwinden rasch die Abendstunden
Und allgemach hat Nacht sich eingefunden;
Der Herr erhebt sich endlich um zu ruhn.
Auf Morgen also Jagd! so sagt er nun,
Und segnet scheidend seine werthen Gäste;
Dann steigt er vom Altan hinab zur Veste.
Zwei Diener gehn mit Fackeln vor ihm nieder
Und aufwärts durch die Gartenhalle wieder,
Es folgen Abt und Burggraf still ihm nach,
Und jeder sucht zur Ruhe sein Gemach.
Nicht also Reinhard, seine Stirne glüht,
Die Schläfen pochen und sein Auge sprüht,
Ihm ist die Nacht die Zeit der Dichterwonne,
Und nicht der laute Tag mit seiner Sonne;
Frei soll der Wind mit seinen Locken spielen,
Soll ihm die Brust, die heißen Wangen kühlen.

Er athmet tief und lang zum Himmel auf,
Denn drüben steigt der volle Mond herauf,
Doch ist's kein Seufzer, nein! so zittern auch
Der Harfe Saiten leis' im Windeshauch, —
Bereit sind nur die süßen Harmonien
In vollen Chören durch die Luft zu ziehen.

Tief in sich selbst versunken und verloren,
Hat er im Herzen schon ein Lied geboren;
Ein Lied, doch ohne Worte: wer verstünde
Wohl solchen Sang, und wer ist's, der ihn künde? —
Er sinnt und — horch: was war dies für ein Schall
Wie klingend Silber? und ein Sprung, ein Fall,
Dann Steingerassel, — alles wieder still,
Und Niemand, der den Träumer stören will!
Denn nun auch forscht sein Herz dem Räthsel nach,
Ob es ein andres ganz verstehen mag:
„Ob's eine Liebe gibt, die nicht verglühet,
Wenn auch die Jugend, wenn die Schönheit fliehet?
Ob es zwei Seelen gibt in Glück und Leiden,
Die nicht das Leben, nicht der Tod kann scheiden? —
Und wenn es wäre? ach, warum vergebens
Hätt' er gesucht die Hälfte seines Lebens!
Und die — wohin? Turnier und wilde Schlacht,
Und bei'm Gelag so manche Nacht durchwacht;
Lieb' auch genug — doch nicht die rechte war's;
Und Schwermuth füllt die Brust des edlen Aar's,
Ja, es erfaßt ihn tief: so viel verschwunden,
Verstürmt, verträumt, und niemals ganz gefunden!
Wer aber sagt dem Herzen heiß und voll,
Was es ergreifen, was es fliehen soll?"

Und himmlisch ist die Nacht! — er lauscht und lauscht,
Wie's um ihn her so leis' und seltsam rauscht;
Dort unten wallt der Rhein im Goldgefunkel,
Hier steht der Wald, geheimnißvoll und dunkel,
Und Alles lockt ihn wie mit Geistergruß,
Daß er kaum weiß, wohin er horchen muß,

Und, ganz durchbebt von süßem Ahnungsgrauen,
Begehrt in das verhüllte Reich zu schauen —
In's Geisterreich, vielleicht die Gränze nur
Vom Leben und den Tiefen der Natur.
Und sieh, da drunten schreitet leicht und leis'
Aus der Kapelle, mondbeglänzt und weiß,
Ein Wesen nach der Gartenhalle zu
Und stört ihn auf aus seiner Traumesruh.
Er schaudert, soll er folgen? ist's ein Geist,
Ist's ein Geheimniß, das er keck zerreißt?

Und langsam, leise folgt er der Gestalt,
Die nun empor zur Ritterhalle wallt,
Und an der Eichenthür, nicht ganz verschlossen,
Bleibt er, kaum athmend, ihr verborgen, stehn.
Die Halle glänzt von Mondlicht übergossen,
Er kann die Waffen, kann die Bilder sehn,
Die Rüstung Kuno's, seinen Dolch von Stahl,
Die Helme rings, die Schilder auch zumal.
Das rothe Kreuz von Trier auf Silbergrund,
Die andern Wappen, reichverziert und bunt,
Malt dort vom Fenster in gebrochnem Schein
Das Mondlicht auf den Boden weiß und rein.
Und die Gestalt, es ist ein Weib — doch nicht
Sah Ritter Westerburg ihr Angesicht, —
Sie geht zu Kuno's Rüstung an der Wand,
Mit Klaggeberde streckt sie aus die Hand
Nach seinem blanken Dolch, langt ihn herab
Und wendet sich in Eile wieder ab.
Dann geht sie fort; kein Strahl des Monds verräth
Den Lauscher, der vor ihr verborgen steht.

Das war kein Geist! bei Gott, hier spinnt sich still
Ein schreckliches Geheimniß, das er lichten,
Das er entdecken und bestrafen will.
Gilt es Herrn Werner? — ihre Schritte richten
Sich aufwärts nach der Wendeltreppe — nein,
Hier schläft nicht er — ein andrer mag es sein.
Will etwa rächen ein gebrochnes Herz
Gebrochne Lieb' und Treu' mit Todesschmerz?

Nun auf die Zinnen geht sie, leise schleicht
Ihr Reinhard nach — will sie zum Thurm vielleicht?
Doch der ist unbewohnt, — er folgt ihr immer
Und sieht nun drüben eines Lichtes Schimmer,
Sieht, wie sie ein verborgnes Lämpchen nimmt
Und dann im Thurm verschwindend aufwärts klimmt.
Schon will er rufen: halt du thöricht Weib,
Wohin mit deiner Todeswaffe, bleib! —
Da schlägt der Wind in's Schloß die kleine Thür,
Und Ritter Reinhard ist getrennt von ihr.
Hell durch die schmalen Mauerlucken dort
Sieht er ihr Lichtlein glänzen fort und fort,
Wie sich empor die Wendeltreppe windet,
Bis endlich droben jeder Schein verschwindet;
Nun aber wird im höchsten Thurmgemach,
Im Fenster wieder heller Schimmer wach.

Was soll er thun? soll er um Hülfe schrei'n,
Sein Ritterherz pocht laut und heftig: Nein,
Obgleich der Wächter drunten macht die Runde
Und hellen Klanges ruft die zwölfte Stunde.

Da rüttelt er die Thüre, morsch und alt,
Das rost'ge Schloß mit seines Arms Gewalt,
Und endlich, endlich springt sie vor ihm auf,
Er aber stürmt, so rasch er kann, hinauf.

Und oben — Elsbeth hat das Holz entflammt,
Das, wie sie glaubt, dem Libanon entstammt,
Begeistert glänzt ihr Blick — sie sah noch keinen
Verlöschen, nie die letzte Thräne weinen,
Noch sah sie nicht, wie diese ew'ge Nacht
Tiefernst und bleich ein Menschenantlitz macht;
Wie der Lebend'ge dann mit tiefem Grauen
Das niegelöste Räthsel: Tod muß schauen,
Wie den geliebten Leib, nun kalt, nun schwer,
Er endlich flieht, und sein begehrt nicht mehr. —

Schon ist die helle Flamme fast verweht,
Da beugt sie drauf sich nieder mit Gebet:
„Laß ihn gerettet sein von jeder Noth,
Und laß erwerben ihn durch meinen Tod
Was ewig hochbeglückt — den Stein der Weisen.
O Gott! nimm auf dein Kind" — sie faßt das Eisen
Und öffnet ihren Busen lebenswarm,
Hoch schwingend ihren weißen Lilienarm. —
„„Halt ein!"" — der Ritter stürmt herbei und faßt
Nach ihrem Dolche mit so wilder Hast,
Daß er sich selbst verwundet an der Hand,
Und nun sein Blut verströmt auf ihr Gewand;
Doch sie, den wilden Störer nun erkennend
Und ihn mit einem tiefen Seufzer nennend,
Sinkt leblos vor ihm hin — er aber schaut
Mit tiefem Kummer auf die Todesbraut.

Elsbeth, die fromme Elsbeth, sanft und mild,
Schwang auf sich selbst die Todeswaffe wild!
Er kann's nicht fassen, kann es nicht begreifen,
Was ihr so furchtbar mag in's Leben greifen,
Daß sie freiwillig und so jung, so schön,
So einsam will durch's Thal des Todes gehn.
Er schaut sie an — o Schönheitspoesie,
Solch edle Formen sah sein Auge nie!
Da schwört er leis' den Ritterschwur im Herzen,
Er wolle blutig rächen ihre Schmerzen,
Und sterben soll von seiner Hand der Mann,
Der solchem Weib die Treue brechen kann!

Nun öffnet sie die Augen voll von Thränen,
Und Reinhard blickt sie traurig forschend an:
„„Laß, armes Kind, dein finstres Todessehnen
Und sag' wer dir so tiefes Leid gethan,
Gesteh mir, wem du hast dein Herz geschenkt?““ —
Elsbeth erröthet purpurtief und senkt
Die braunen Augen schweigend vor ihm nieder,
Doch Reinhard fragt voll Leid und Unruh wieder.

Und sie mit leiser Stimme nun gesteht
Wie seine Fragen sie nicht ganz versteht,
Wie, von der Welt und von den Menschen weit,
Sie froh und still gelebt in Einsamkeit,
Und wie's für sie kein andres Wesen gibt,
Das sie noch mehr als ihren Vater liebt;
Und nun entdeckt sie treulich, doch mit Beben,
Ihm seine Schuld und sein geheimes Streben,

Was Manso ihr vertraut vom Stein der Weisen,
Und wie sie gern, dem Tod ihn zu entreißen
Und ganz ihn zu beglücken, froh und frei
In dieser Mitternacht gestorben sei,
Wenn Reinhard's Hand so rasch ihr nicht gewehrt,
Daß nun sein Schmerz noch ihren Gram vermehrt.

Lebt solch ein Weib! und was er sieht und hört,
Ist es kein Traum, den bald der Tag zerstört?
Wie himmlisch wär' erfüllt sein tiefstes Sehnen,
Könnt' er geliebt von solcher Maid sich wähnen,
Von solchem Herzen, groß gesinnt und fromm!
Bereit zu sterben, ach! für ein Phantom,
Für eine Lüge, schrecklich ausgedacht
Von einem Teufel in Geheimnißnacht; —
Könnt' solchem Geist, einfältig, schlicht und klar
Er zeigen einst, was ewig, schön und wahr!
Wohl schaut er ihr in's Aug' so kühn, so mild,
Als wollt er jetzt um ihre Lieb' schon werben,
Daß ihre Wangen dunkler noch sich färben
Und daß sie zitternd mehr sich noch verhüllt,
Auf einmal fühlend, wie so lang und tief
Sein hohes Bild in ihrem Herzen schlief.

„„Dein Vater,““ sagt er nun, „„sucht thorenhaft
Was unerreichbar ist; was er besessen,
Den wahren Talisman voll Wunderkraft
Hat über seinen Träumen er vergessen.
Ich mein' das treue, reine Frauenherz,
Um fremdes Glück vergessend eignen Schmerz;

Ein Herz wie deins — — und so um deinetwillen
Rett' ich den Vater morgen dir im Stillen.
Was sind die falschen Güter dieser Erden,
Die Schätze so mit uns zu Staub einst werden?
Nur einer bleibt uns — frommer Glaubensmuth,
Der Treue Gold, der Liebe heil'ge Glut;
Ihn raubt kein Tod, kein Schicksal einer Brust,
Die mehr den Himmel liebt als Erdenlust! —
Wenn Manso nicht in dieser Nacht entfloh'n,
So find' er in dem Kerker seinen Lohn;
Die Knechte send' ich aus nach ihm; doch du
Bring' deinem Vater Trost, dann geh' zur Ruh
Und danke Gott in brünstigem Gebet,
Daß morgen wieder dir der Tag ersteht,
Daß du gerettet bist — von einer Sünde,
Die ich dir morgen und — noch mehr verkünde.''"

Wer fragt nach Manso noch —? in tiefer Nacht
Hat seinen Raub er glücklich weggebracht;
Weit kommt er nicht, denn was er trägt ist schwer
Und hinter ihm sind die Verfolger her.
Da springt er in den Rhein, „um zu entkommen,
Oft ist er glücklich ja hindurchgeschwommen —
Der Mammon aber zieht ihn tief hinab,
So sehr er kämpft und ringt, in's Wellengrab,
Und seine Leiche, hingespült an's Land,
Wird Morgens bei der Jagd vom Abt erkannt.
Der wendet sich voll Abscheu: „Sein Geschick
Hat ihn erreicht, gebt ihn der Flut zurück." —
Nun auf und fort, es gilt ein fröhlich Pirschen,
Laßt sehn, wer heut' erjagen wird den Hirschen! —"

Fanfarenklang und lautes Hundgebell!
Hin eilt der Zug am Ufer sonnenhell;
Die Federn wallen, Spieß und Armbrust blitzen,
Auf ihren Rossen tummeln sich die Schützen,
Bis endlich, tief im grünen Eichenwald,
Der letzte leise Hörnerklang verhallt.

Und so verhall' auch leise dieser Sang
Gleich manchem, der schon frisch am Rhein erklang,
Nichts mehr verkünd' ich nun von jener Zeit,
Als Ritter Reinhard sich schön Elsbeth freit,
Nichts von der Pracht, als hundert Hochzeitsgäste
Gezogen kamen auf die hohe Veste.
Auch nichts, ob ihm vielleicht seit jenem Tag
Das seel'ge Land der Dichtung ferner lag,
Und ob ein liederreiches Dichterherz
Beglückter ist durch Freude — oder Schmerz.
Und fragt ihr noch, wann einst die Burg erstand,
Wer sie gebaut, weit blickend über's Land?
Der Dichter nicht — die Chronik mag es deuten.
Jahrhunderte sind dran vorbei gestürmt,
Seit sie zuerst am Berge ward gethürmt,
Vielleicht als Wartthurm, schon zu Römerzeiten.
Und wieder werden nun die starken Mauern
Manch' kommendes Jahrhundert überdauern;
Sie werden schau'n ein anderes Geschlecht
Mit andrem Glauben — Sitten — andrem Recht. —
Vielleicht hat dann der Sohn der neuen Zeit
Sich ganz zu seinem eignen Gott geweiht!
Wenn aber öd einst diese Zinnen ragen,
Wenn Birkenzweige lustig niederflaggen,

Wenn Unkraut wuchert, wo mit stolzem Schritt
Zu Königsgästen einst ein König schritt —
Verschwunden längst, verweht, zerstäubt in Nacht,
Sind dann die letzten Reste goldner Pracht,
Die besten Reden sind vergessen all',
Verklungen Liederklang und Saitenhall;
Dann lebt nur noch in der Geschichte Mund
Was wahrhaft groß den Kampf der Zeit bestund;
Indessen rauscht der Rhein noch stolz dahin,
Die Wolken zieh'n durch unermess'ne Räume,
Die Frühlingsblumen welken und erblüh'n,
Die Menschheit träumt uralte Freiheitsträume.
Doch Alles bleibt und wechselt wie zuvor,
Als wir noch in bekannten Weisen sangen,
Ein bunter wunderlicher Dichterchor,
Und nach „Unsterblichkeit des Ruhmes" rangen.
Der Forscher aber sinnt auch dann und schaut —
Tief in dem Busen ein erhab'nes Ahnen —
Wie heut' noch nach der Wandelsterne Bahnen,
Zieht zu verlosch'nen rheinischen Vulkanen,
Den todten Kratern fleißig überbaut,
Und sucht auf jener Schieferberge Gipfeln
Verkieste Muscheln alter Meeresfluth,
An deren Strand einst unter Palmenwipfeln
Ein ausgestorb'nes Thiergeschlecht geruht.
Ja! und er läßt wie nun in ernstem Sinnen
Die Blicke schweifen über Strom und Thal,
Erwägend: ob die Meere noch einmal,
Und wann, einst über diese Berge rinnen?

